

HANS-RUDOLF MÜLLER - SCHWEFE

WEHRMACHTPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

Hörbuch

Tonbandprotokoll der Interviews vom 4.10. und 5.10.1982
in Hamburg

Interviewer: Vikar Dieter Beese

D. Müller-Schwefe
.....
(Prof. ~~Dr.~~ Hans-Rudolf Müller - Schwefe)

Hans-Rudolf Müller-Schwefe - Kriegspfarrrer im zweiten Weltkrieg

Geboren bin ich aus einam alten Pfarrergeschlecht: fünf Generationen nur Pastoren. Mein Vater stammt aus der Magedburger Börde und hatte, als er beschloß, Theologie zu studieren, sehr unter der Unkirchlichkeit der Gegend gelitten. Um 1900 herum waren sonntags zwei, drei Leute im Gottesdienst. Er ging zum Studium nach Marburg und geriet in die damalige Auseinandersetzung mit Haeckel und Darwin und beschloß umzusatteln zur Juristerei. Er hat dann zwei Semester Jura studiert, geriet in eine Versammlung des Erweckungspredigers Elias Schrenk und wurde von ihm bekehrt. Er sah es nun als seine eigentliche Aufgabe an, diesen Christusglauben, den er neu gewonnen hatte, in der Auseinandersetzung mit dem Geist der Zeit und dem Denken zur Geltung zu bringen.

1 Er war dann Pastor, ging von der Provinz Sachsen ~~weg~~ nach Westfalen, ~~wo auch seine Frau gewohnt hat (in Langendreer bei Bochum)~~, und hat schon während des Krieges, vor allem aber nach dem Kriege seine eigentliche Aufgabe darin gesehen, dem Arbeiter zu helfen, daß er die Spannung von kapitalistischer, technischer Welt im Denken, nicht am Denken vorbei, bestünde und daraus vielleicht eine neue Gestalt der Kirche hervorginge. Damals war der große Generalsuperintendent Zoellner in Westfalen. Er hat sich sehr mit meinem Vater befreundet, und sie haben beide dafür gesorgt, daß seit 1920 ein Provinzialpfarramt für Apologetik eingerichtet wurde. Mein Vater hat bis 1933 in Tagungen, öffentliche Kundgebungen, Weltanschauungswochen, die man damals gehabt hat, in Dortmund, Gelsenkirchen usw. die Auseinandersetzung mit dem Geiste der Zeit vor

2 allen Dingen für den Arbeiter ~~geführt~~.

In dieser Zeit - 1910 bin ich geboren - war ich mit 15, 16 Jahren schon ganz wach, zu mal mein Vater sich sehr um mich kümmerte und mir half, daß ich geistig erwachte, und gewann unvergeßliche Eindrücke aus der Begegnung mit Kommunisten. Mein Vater war zwar selbst ein glühender Nationalist, aber das trat alles in die zweite Linie gegenüber der Christusfrage, so daß er in einer ganz großen Unbefangenheit gerade mit den kommunistischen Arbeitern umgehen konnte, zumal er ganz offen die Kritik an der Kirche zugab, sie vielleicht sogar noch verschärfte, ~~wenn man es so sagen darf~~. Er hat sehr im Segen gewirkt und hat viele, ~~viele~~ Menschen zu Christus gebracht, so daß Sozialisten gesagt haben: "Wenn der noch fünf, sechs Jahre so weitergemacht hätte, dann hätte Westfalen anders ausgesehen." Das ist vielleicht ein bißchen übertrieben, aber da ist doch eine ganze Masse Positives gewesen.

In dieser Atmosphäre bin ich aufgewachsen, und von daher war es mir nicht schwer, zu sagen: "Ich studiere auch Theologie." Freilich habe ich zunächst von ~~ihm~~ auch die starke nationale Komponente geerbt. Der verlorene Weltkrieg hat auf uns Kinder damals

3

einen großen Eindruck gemacht. Meine Mutter weinte, als der Kaiser abdankte. Daß eine Frau an so etwas solch starken Anteil nimmt, war etwas ganz Starkes. Ich habe mit zwölf, dreizehn Jahren noch mein Bärchen bei mir im Bett gehabt; das war mein Generalstabschef. Mit dem baute ich Schiffe gegen England.

4 Ich bin dann 1929 zur Theologie gekommen, nachdem ich eine hervorragende reformpädagogische Schule/ besucht hatte und habe Theologie und Philosophie studiert unter der Devise: "Ich möchte meinem Volk mit dem Besten helfen, was es gibt, und das ist mein christlicher Glaube." Das hat mich immun gemacht gegen die Versuche der Deutschen Christen, hat mich aber immer wieder zögern lassen, mich ganz zu identifizieren mit der Bekennenden Kirche; denn die Bekennende Kirche gab die Schuld und das Versagen der Kirche zu wenig zu. Das hat mich oft von ihr getrennt. Aber im Praktischen - ich bin von Westfalen nach Württemberg gegangen als Assistent von Karl Heim - bin ich dann ganz d'acort gewesen mit dem Verhalten der Bekennenden Kirche.

5 Ich habe mich dann in Tübingen habilitiert bei Karl Heim mit einer Arbeit über Preussentum und Protestantismus. In dieser Arbeit habe ich zweierlei versucht: Einmal, zu zeigen, daß der preußische Geist aus einer Begegnung des reformatorischen Glaubens mit einer staatlichen Wirklichkeit entstanden ist - ich war von daher ganz stark gegen alle rassistische Erklärung dessen, was in Preußen geschehen ist, eingestellt. Zweitens habe ich dabei an der Geschichte Preußens gezeigt, daß Preußen gescheitert ist daran, daß es die neuen Aufgaben, die es gewann, nicht erkannt hat, sich verhärtet hat und restaurativ geworden ist und die Arbeiterfrage und das alles nicht positiv akzeptiert hat. Diese Arbeit durfte nicht gedruckt werden, weil die Reichsprüfungsstelle für Nationalsozialistisches Schrifttum, bei der ich erscheinen mußte, mir Stellen zeigte in meiner Arbeit und sagte: "Hier haben Sie die Rasse abgewertet und das Geistige, sogar das Religiöse an die Stelle gesetzt. Das kommt nicht in Frage. Wenn Sie das nicht ausmerzen, darf die Arbeit nicht erscheinen." Sie konnte nicht erscheinen. Damit war es unmöglich geworden, daß ich auf der Universität meinen Weg machte, was meine Fakultät von mir wollte.

6 Das war eine Krise für mich. Und in der Zeit - ich weiß im Augenblick nicht, wie es kam - lernte ich Dohrmann kennen, und der sagte: "Komm zu mir. Wir sind ohne Einfluß von den Deutschen Christen und haben einen klaren bekenntnismäßigen ¹Laden. Vielleicht kannst du, wenn ich dich in eine Stadt mit Universität setze, als Privatdozent zum Zuge kommen." Am 16. Februar 1939 meldete ich mich beim Standortältesten in Jena und hatte die Standorte Jena, Rudolstadt, Gera und Saalfeld zu betrauen, also die Truppen, die zur damaligen ²Leichten, späteren 7. Panzerdivision gehörten.

7 Ich habe meinen Dienst angetreten und meine Aufgabe in dreierlei gesehen: 1. Gottesdienste zu halten (vier Standorte, jeden Sonntag Gottesdienst an einem Standort), 2. Kasernenabendstunden zu halten. In diesen Kasernenabendstunden habe ich im Wesentlichen weltanschauliche Fragen behandelt, also "Rasse und Religion", "Jüdischer

Glaube und Christentum", auch solche Themen wie "Der Soldat und sein Mädchen", was natürlich zum Standart dazugehörte. Das fiel mir gar nicht so leicht, weil ich ja von der Universität kam und meine Vorlesungen in ganz anderem Stil gehalten hatte, als ich die Kasernenstunden machen konnte. Ich habe das sehr bald gelernt. Vor allem dadurch habe ich viel gelernt, daß sich die jungen Offiziere mir sehr aufschlossen und ich eine wunderbare Kameradschaft und Freundschaft schon vor dem zweiten Weltkrieg mit vielen gefunden habe. 3. Das Knüpfen von persönlichen Beziehungen durch Trauungen, Beerdigungen und so etwas, auch dadurch, daß ich/sie in mein Haus eingeladen habe und umgekehrt auch zu ihnen ging. Ich habe da viel Freundschaft bekommen, freilich auch damals schon eine ganze Reihe von Gegnern gehabt - vor dem zweiten Weltkrieg, und zwar Gegner zweierlei Art: einmal Gegner aus Politischem und dann Gegner aus Religiösem. Es gab eben welche, die damit einverstanden waren, daß ich so kritisch war, aber eben meinen christlichen Glauben ablehnten. Die Mehrzahl waren aber doch solche, die mir nicht abnahmen, daß der christliche Glaube das Recht des Politischen begrenzt und begründet zugleich.

Ich habe damals viel Unterstützung gehabt von den leitenden Offizieren. Das Korps lag in Jena mit General Hoth, der auf der einen Seite Wert darauf legte, daß ich meine Gegnerschaft zum Nationalsozialismus nicht so breittrat und kenntlich machte, aber für mich eintrat und dafür sorgte, daß man mich nicht ablehnte, sondern mich akzeptierte. Es war damals auch General Freiherr von Lüttwitz in dem Stabe dort, der ja später dann von Hitler abgesetzt wurde, weil er Gegner des Regimes war, mit dem ich bis zu seinem Tode befreundet gewesen bin.

Dann kam der Poleneinsatz. Das ist natürlich eine komplizierte Materie. Nach den Kenntnissen, die wir hatten, meinten wir sagen zu können: Die Arrondierung des Deutschen Reiches ist legitim. Wir konnten auch sagen unseren Erkenntnissen nach, daß die Haltung der Truppe, ~~wie man das so vom Kriege her kannte oder zu kennen glaubte~~, korrekt war. Ich muß auch sagen: Es kam für mich in Polen dazu eine gewisse Neugierde. Man hatte viel aus dem ersten Weltkrieg gehört, konnte sich aber nichts darunter vorstellen, was das war, das sie da erlebt hatten, Ernst Jünger und solche Leute. Mein Vater war nicht im Krieg gewesen. Das war in meinen Augen immer ein Manko, daß er da nichts erfahren hatte. Und nun wollte ich doch einmal sehen, wie das war. Die ersten Tage bin ich Spähtrupps mitgelaufen als Pastor, um zu sehen, wie das ist, auch um meinen Kameraden nahe zu sein und nicht nur nachher aus dem sicheren Port zu ihnen zu reden. Da habe ich manche Erfahrung gehabt, die ich jetzt so schnell nicht beschreiben kann, die für mich aber doch wichtig gewesen ist, etwa, wenn man völlig ins Ungeschützte hineingeht und nicht weiß, was im nächsten Augenblick ist - so ganz ausgesetzt zu sein. Wir haben aber in Polen schon etwas davon gespürt, daß hinter dem Kriege etwas anderes sich verbarg als sozusagen vernünftige und berechnete Interessen der deutschen Nation, und zwar an zwei Dingen: einmal daran, daß unsere Feldgendarmerie bei dem

10 Durchzug durch T , als wir von Heckenschützen beschossen wurden, die Juden aus dem Ghetto ~~in~~ ^{zusammen}trieben in die katholische Kirche und wir dann ein paar Tage später oder am nächsten Tag hörten, daß die Feldgendarmarie diese Kirche angesteckt und die Juden verbrannt hat. Das war für uns irgendwie ein Signal. Wir dachten: "Das sind die komischen Nazis, die nicht an der Front sind. Die machen sowas, aber wir machen das nicht." So versuchte man, damit fertig zu werden. Und das Andere war: Nach dem Frankreichfeldzug, das gehört aber jetzt noch zu Polen dazu, hatten wir eine Kriegspfarrerkonferenz in Bordeaux, und der Generaloberst Blaskowitz hat vor uns einen Vortrag gehalten und nachher in einem Gespräch sehr offen erzählt. Er war ja Oberbefehlshaber in Polen nach dem Krieg geworden und hatte Auseinandersetzungen mit Hitler gehabt wegen der Behandlung der polnischen Intelligenz. Er hatte gesagt: "Dafür stehe ich nicht gerade; das finde ich skandalös, und hatte seinen Posten zur Verfügung gestellt und war dann, verbannt sozusagen, Kommandant von Bordeaux geworden, was ja eine ganz mindere Sache für ~~80-jährige~~ war. Dieser Blaskowitz war ein Pfarrerssohn und ein ehrlicher Mann. Er ist ja dann in Nürnberg mit im Gefängnis gewesen und ist den Treppenschacht hinuntergesprungen, um sich das Leben zu nehmen, weil er das nicht ertrug.

11 Das waren ~~solche~~ Signale, die wir bekamen, aber ~~die~~ Aufgabe, die dann kam, ~~daß man~~ in Frankreich ~~an der Westfront Frankreich gegenüberstand~~, hat ~~das~~ ^{sie} dann wieder überdeckt. ~~Weil dies ja nur~~ das große Trauma war, und wir fragten uns ~~selbst~~, ob es uns gelänge, was da als Unentschiedenes und schließlich als Niederlage sich ausgewirkt hatte, wettzumachen und wieder pari zu werden. Der nächtliche Durchstoß der Maginotlinie mit Rommel, der unsere Division inzwischen übernommen hatte, gehört zu den stärksten Eindrücken meines Lebens, ~~das muß ich schon sagen~~, wobei ~~natürlich~~ für uns positiv dazukommt, daß die Verluste in Frankreich auf beiden Seiten doch relativ gering waren und wir auch den Franzosen sehr bald anmerkten, zumindest nach dem wir über die Seine hinübergekommen waren und weiter vorstießen, daß sie selbst keinen Willen hatten, sich uns gegenüber zu behaupten, sondern sich preisgaben und Hitler in den Himmel hoben - ganz erstaunlich!

12 Dann kam die Zeit der Besetzung in Frankreich bis zum Ausbruch des Rußlandfeldzuges. Da war ja ein merkwürdiges ²Ha~~g~~itation. Die Optimisten unter uns, zu denen ich freilich damals nicht mehr gehört habe, meinten, man würde doch zu einem Frieden kommen und sogar nach England hinübergehen, und die anderen, so auch ich, meinten; Es ist verdeckt, was jetzt kommt. Kein Mensch weiß.

13 Im April wurden wir nach Ostpreußen verlegt. Damit war ja klar, was kommen würde. Damals habe ich ein neues Tagebuch angefangen und darüber geschrieben: "Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre; denn die Zeit seines Gerichts hat begonnen" (Offb. Joh.). Nun waren wir im Bezug auf Rußland in einer komplexen Situation. Auf der einen Seite waren wir aus dem bürgerlichen Lager, wenn Sie so wollen, in der Auffassung erzogen,

14 daß "national oder international" eine Alternative ist, und diese durch eine diesseitige Grundanschauung gestaltete Welt dort nicht unsere Welt war. Freilich war uns unangenehm dabei und irgendwie unheimlich, daß wir ~~das von uns aus~~ vom Zaune brachen. Hatten wir schon nicht diesen merkwürdigen Pakt zwischen Ribbentrop und Molotow ver- stehen können, so konnten wir dieses nun auch nicht recht reimen, was das sollte. Und manchen von uns - ich habe mich auch sehr bald mit dem General Freiherr von Funck darüber unterhalten - stand vor Augen, daß das Schicksal Napoleons sich wiederholen würde bei uns.

Der Krieg begann mit überwältigenden Erfolgen. Freilich war es ein stärkerer Gegner, als wir ihn im Westen erlebt hatten, mit anderen Methoden, aber immerhin - wir haben ja doch bis zum November hin einen ganz großen Siegeszug durch dieses Land bis kurz vor Moskau gemacht. Meine Kameraden waren meist in dieser Alternative "Kommunismus oder Nationalsozialismus" aufgewachsen und lebten auch darin. Ich habe damals eine Predigt gehalten über "Sowjetstern oder Hakenkreuz oder Christuskreuz?", wobei ich den Russen so etwas beschrieben habe mit dem, was ich von August Winnig gelernt hatte, daß das eigentlich Gefährliche ist, daß man dem Menschen sein Geheimnis nimmt und ihn zur Maschine macht. Das, was ich dagegensetzte, war, daß wir, ~~wenn wir unsere Nation behaupten wollen~~, in der Gefahr sind, daß wir die Nation zum Grundwert machen und dadurch dann alles zerstören und eben die sind, die sich durch den Kampf unter Umständen das Gericht an den Hals ziehen. Das war für viele meiner Kameraden starker Tabak, aber ich habe auch eine ganze Reihe dadurch zu Freunden gewonnen, wenn Sie so wollen, relativ früh und auch nicht unvorsichtig, ~~das habe ich natürlich auch vermeiden können, kraft meiner Natur, die ich habe, daß ich Ihnen doch deutlich sagte, was die Problematik dieses Kampfes ist.~~

15 Nun, das ist dann also seinen Weg gegangen. Wir kamen dann noch einmal im Sommer und Herbst 1942 zur Auffrischung nach Frankreich und erlebten dort schon ein bißchen die Veränderung des Klimas. Nach dem Frankreichfeldzug 1940 war es so, daß wir zwar von den Gebildeten Ablehnung empfangen, aber von der Bevölkerung nicht. Aber jetzt wendete sich so allmählich das Blatt, und auch die Bevölkerung war nicht mehr so freundlich uns gegenüber. Wir haben das nicht so zur Kenntnis genommen, weil wir eben meist unter uns waren und uns freuten, daß wir noch 'mal so ein bißchen davon gekommen waren. Die Division war ja nicht mehr die alte nach dem ersten Rußlandwinter mit den schrecklichen Verlusten. ~~Da waren wir sehr verändert und hatten immer~~ sehr viel neue, die man nur langsam integrieren konnte.

2 Für meinen Dienst habe ich damals im ersten Rußlandwinter etwas gelernt, was für mich bis heute wichtig ist, nämlich daß ein Gottesdienst sich überzieht sozusagen, wenn er meint, nur von der Verkündigung leben zu können. Wir haben im Sakrament eine unmißverständliche Geste Christi selbst, daß er uns nicht alleine läßt, sondern zu uns kommt. Und diese Geste ist uns seit dem ersten Rußlandwinter steigend wichtig

gewesen. Ich will nicht sagen, daß ich seitdem weniger gepredigt habe. Ich habe vielleicht stiller und deutlicher gepredigt, seitdem ich diese Komponente, was uns gegeben war im Sakrament, in ihrem Zusammenhang gesehen habe.

Dieses Geschehen in Rußland bedeutete für uns persönlich, daß wir in etwa erstarben. Wissen Sie, diese vielen Abschiede... Zunächst habe ich noch zumindest jeden Unteroffizier persönlich gekannt. Und jeder, der fiel, hatte für mich ein Gesicht; ich kannte sein Leben ein bißchen, oft sogar eine ganze Masse von ihm. Dann waren es immer mehr Fremde. Man hatte auch sein Herz so oft verschenkt, daß man das nicht mehr konnte. Die "Alten" in der Division hielten eben zusammen, und die Neuen nahm man, als die Unmündigen sozusagen, dazu. Aber die Integration gelang dann nicht mehr ganz, und das veränderte auch die Einstellung zum Tode irgendwie. Gut, die Glut brannte unten noch, aber es war eben doch sehr viel Asche darüber, und nur ab und zu brach das dann durch, wenn ein Freund, vielleicht der mir am nächsten Stehende, Oberleutnant von Kadorf, ein lieber und ernster Christ, bei Slamiansk im März 1943 fiel. Das sind Dinge, die verwindet man schwer.

Neben der Erfahrung des Sakraments und der veränderten Einstellung zum Tode ist das Dritte die ständig stärker werdende Auseinandersetzung nicht so sehr mit den Kommandeuren als vielmehr mit den jungen Offizieren und der Mannschaft. Vielleicht muß ich so charakterisieren: Die älteren Offiziere und Kommandeure lebten noch in den alten Vorstellungen und Mustern - Verteidigung des Vaterlandes! Was eigentlich dahinter stand, haben sie zum Teil überhaupt nicht begriffen, etwa Manteuffel, würde ich sagen, hat es bis zu seinem Tode nicht begriffen, und andere haben sehr spät begriffen. Ich erinnere mich an den General Maus, Brillantenträger, der uns bis vier Wochen vor dem Ende geführt hat. Den besuchte ich eines Tages in den Oxthöfer Kempen, 1945 im März: "Herr General, wie geht's?" - "Schlecht." - "Wieso?" - "Ich kann nicht mehr führen. Ich will auch nicht." - "Warum?" - "Ich habe eingesehen, nicht nur, daß der Krieg verloren ist, sondern auch, daß es Unrecht ist, was wir tun. Ich kann das nicht und will das nicht." - "Ja, Herr General, was soll werden?" - "Ich bin zum Kommandierenden General gegangen und habe meinen Posten zur Verfügung gestellt. Da hat der von Kessel gesagt: 'Mein lieber Maus, ich denke wie Sie. Wenn wir beide gehen, dann gibt es hier ein Durcheinander, und die Soldaten, die wir führen, die wir lieben, fallen in Russenhand. Wollen Sie das?' - 'Ich kann doch nicht!'" Er stieg in einen SBW, um eine Kompanie zu besuchen, und auf dem Wege gab es einen Granatwerfertreffer, genau in den SBW hinein, und ein Bein wurde ihm abgerissen. Er lag im Torpedobunker in Gotenhafen, ungefähr ein zwei Stunden später. Ich mache die Tür auf und höre: "Herr Pfarrer, Gott hat mir geholfen!" - "Herr General, das Bein ist ab!" - "Ja Mann, nun brauch' ich doch nicht mehr!" So sah das bei den älteren Kommandeuren und Offizieren aus.

Bei der Mannschaft war es anders. Die Mannschaft war zum Teil, wenn ich das so salopp

sagen darf, "treudoof allewege". Sie waren eben Landser mit einer unwahrscheinlichen Fähigkeit, das Beste aus dem Schlimmsten zu machen und zusammenzugehören. Dann lebte man eben. Ein kleinerer Teil zeichnete sich aus durch eine Nüchternheit, die im Heer im Grunde einzigartig war. Dieser kleinere Teil der Soldaten, und ich spreche nur für meine Division, die im wesentlichen aus Thüringern und zum kleinen Teil aus Sachsen bestand, waren von einer Nüchternheit, ohne daß sie dadurch zu Pazifisten oder Deserteuren wurden - das war nicht die Frage, sondern sie gehörten ja dazu - aber sie sahen ganz klar, was sich vollzog und in welche schrecklichen Dinge wir verwickelt waren. Mit denen brauchte man gar nicht lange zu reden. Man war sich sofort einig und wußte, wo man hingehörte.

Am schwierigsten war es, soweit ich es beurteilen kann, für eine Reihe von unteren Chargen, für Unteroffiziere und Feldwebel, vor allem aber für die jüngeren Offiziere. Denn die jungen Offiziere waren ja nun alle im Dritten Reich durch die Schule gegangen und erzogen durch die Gliederung der Partei. Sie mußten nun mit dem, was die Wirklichkeit war, fertigwerden. Da habe ich selbst viel gelernt, und wir haben miteinander Gespräche geführt, die bis zum Unterträglichen ehrlich waren; denn Sie konnten sich ~~ja~~ nicht aus der Verantwortung ~~da~~ herausziehen. Gut, ein paar kenne ich auch, die den Tod gesucht haben, weil sie das nicht mehr ertrugen, aber im allgemeinen sahen sie sich doch verwickelt darein und wollten eben als junge Menschen, die ja zur Radikalität neigen, wissen, was nun eigentlich Sache ist.

Das Vierte, das ich vielleicht aus dieser Zeit noch berichten sollte, ist, daß immer mal wieder meine Ablehnung und mein Widerstand auch in den Predigten so durchschlugen, daß es gar nicht so leicht war, sich da zu behaupten. Ich erinnere mich an eine Predigt vor den Nachrichten-leuten, die ja zum großen Teil aus Abiturienten sich rekrutierten und kritische Leutchen waren, wo ich einen Offenbarungstext ausgelegt habe und sie mich nachher in einer Weise angriffen - ganz frontal. Ich kann mich an eine Beerdigung erinnern, wo zwei Kommandeure und fünf Offiziere neben einem SBW stehend durch einen Bombenvolltreffer ums Leben gekommen waren. Da kam mein alter Kommandeur und sagte: "Es ist unerhört. Kein Wort davon, daß sie für den Führer gefallen sind," worauf ich nur sagen konnte: "Hier hat's ein Ende mit dem, was Führer heißt. Hier geht es um Gott; vor dem stehen sie jetzt. Was wollen Sie?"

Und das dritte Moment, an dem deutlich wurde, was so in einem selbst drinsteckte, war jener 20. Juli 1944. Ich war vorne gewesen bei einer Kompanie, kam gegen Abend zurück in die Qu-Abteilung, und der zweite Generalstabsoffizier der Division, ein Major Minzen, erzählte mir mit allen Zeichen des Abscheus, was geschehen sei und daß der Führer lebte: "Und jetzt werden Sie doch auch zugeben müssen, daß Gott mit ihm ist und ihn bewahrt hat." Darauf habe ich gesagt: "Wahrscheinlich für ein noch schrecklicheres Ende!" Das hat er dann sofort nach oben gemeldet. Und wenn nicht mein General für mich eingetreten wäre, dann wäre es mir schlecht ergangen.

19 Das sind nun so einzelne Dinge, in denen das 'mal ~~so ganz~~ herauskam ^{und konfrontier-}
~~te~~. Im allgemeinen ist das aber doch vielleicht so zu beschreiben, daß wir in einem
Verhängnis waren, das wir immer mehr als ein Selbstgericht verstanden. Und da auf
der einen Seite auszuhalten, weil wir ja nicht freiwillig den Russen nach Deutschland
hereinlassen wollten, auf der anderen Seite aber zu wissen, daß wir schuld sind und
daß wir uns ~~da~~ im Grunde selbst die Schlinge über den Hals ^{ziehen} ~~hängen~~, das war sehr schwer
zu ertragen. Ein ganzer Kreis von damals jungen Offizieren, auch Mannschaften, hat
sich dem Traditionsverband nicht angeschlossen, weil er diese Pflege einer ungetrüb-
ten Erinnerung an Heldentagen nicht mitmachen wollte.

1945 wurde unsere Division, die in Ostpreußen stand und dann in Gotenhafen zuletzt
kämpfte, auf Führerbefehl herausgezogen und mit Schiffen nach Travemünde gebracht
und an der Oderfront eingesetzt unter Manteuffel als Armeekorpsbefehlshaber. Wir ha-
bend dann, hinhaltend uns verteidigend, uns zurückgekämpft, bis wir ~~dann~~ eines Tages
beim Amerikaner "Hands Up" gemacht haben. Dann war der Krieg zuende, und von unserer
Division ist keiner in Russenhände gekommen. Wir haben alle die Wendung nach Westen
noch machen können. Ich selbst bin ~~dann~~ leider nicht mit meiner Division ~~mit~~ in Ge-
fangenschaft gewesen. Ich war mit ihr in das erste Auffanglager in Lauenburg hier

20 bei Hamburg gekommen, bin aber dann mit einem damaligen Hauptmann, Rieke, nochmal
ausgebrüt. Wir sind bis kurz vor Hannover gekommen, und da hat man uns dann geschnappt

Dort kamen wir dann zu den Engländern und Amerikanern an den Niederrhein und habe

21 ~~im Frühjahr und Sommer bis zum Herbst im~~ September als Verantwortlicher Pastor des
Offizierslagers von 2.400 Offizieren meinen Dienst getan: jeden Sonntag eine Predigt,
jeden Freitag einen großen Vortrag und unzählige Gespräche. Ich war traurig, daß ich
es nicht meiner Division zugute kommen lassen konnte, dieses gemeinsame Besinnen,
aber es war dann doch eine sehr gesegnete Zeit, obwohl sich dabei auch schreckliche
Dinge ereigneten. Ich erinnere mich an einen von der Polizei, der nachts zu mir kam
und mir erzählte, er könne nicht schlafen, weil er immer die Gesichter von ein paar
sterbenden Judenkindern vor Augen sehe, die er mit „umgelegt“ hätte.

Im September 1945 wurde ich dann entlassen und hatte mit meiner jungen Frau verabre-
det - ich komme ja aus Westfalen, und mein Standort war Jena - : "Wenn der Russe nach
Jena kommt, dann werde ich nicht nach Jena kommen, sondern ~~dann~~ treffen wir uns bei
einem Bundesbruder in Rothenburg an der Fulda," Und bis auf zwei Tage hat es auch
geklappt. Da bin ich dann Pastor gewesen. Zuerst Vertreter eines Pastors in der Nähe
von Bebra, dann bin ich so eine Art Adjutant von Bischof Wüstemann geworden in Kas-
sel und habe 1947 die Evangelische Akademie Hofgeismar gegründet.

7 B: Bitte erzählen Sie ein wenig von den Gottesdiensten, die Sie im Kriege gehalten
haben.

22 M-S: Da ist natürlich ein Unterschied zu machen zwischen Krieg und Frieden. Im ~~Krie-~~
~~ge~~ habe ich mich in meinen Standorten Jena, Gera, Rudolstadt und Saalfeld immer an

die Altpreußische Unionsagende gehalten, also einen vollen Predigtgottesdienst sozusagen gehalten. Ich habe mich auch gehalten an die Texte, die für den Sonntag bestimmt waren. Ich habe also so getan, als ob es eine normale Gemeinde wäre. Nur ab und zu, ich erinnere mich, als dann plötzlich der Einsatz im Sudetenland war, da habe ich einen anderen Text gewählt, ~~aber sonst habe ich mich immer daran gehalten~~. Das änderte sich natürlich mit dem Kriege; denn im Kriege gab es zunächst einmal und noch bis in die späte Zeit hinein (noch in Hela im März 1945 habe ich das so gemacht) Feldgottesdienste, wirklich draußen, und die mußten kurz sein.

23 Es ging los mit einem Eingangsspruch, angereichert durch ein, zwei Verse aus den Psalmen gewöhnlich, ein Eingangslied, wobei man nur sehr wenig Auswahl nehmen konnte. Das Feldgesangbuch hat uns nicht groß bekümmert, weil sowieso nur vier, fünf Lieder möglich waren, die man gemeinsam singen konnte, sonst wär's eine Pleite gewesen. Anders war's nur, wenn wir etwa in Kompaniekreisen oder so einen Gottesdienst hielten, wo man intimer beieinander war. Da kamen dann zum Teil nur die, die sich wirklich zum Christentum hielten, die von der Kirche her noch etwas mitgebracht hatten. Mit denen konnte man auch etwas anderes singen. Das Manko ~~eines~~ Feldgesangbuches habe ich nie empfunden. Dann folgte eine Art von Sündenbekenntnis, ein Gebet und eine Schriftlesung, wieder ein Lied, und dann kam die Predigt. Die Predigt habe ich im Einsatz selten über den Text des Tages, des Sonntages gehalten, sondern meist gewählt für die Situation, während in den Zeiten etwa in Frankreich, wo wir nach dem Frankreichfeldzug in Ruhe lagen, und dann auch ~~mal~~, als wir ein halbes Jahr herausgezogen waren aus der Russenfront, da habe ich mich wieder an die Lectio der Kirche gehalten, an den vorgeschriebenen Text. Danach gab es dann ein Gebet und Fürbittengebet, noch ein Lied und dann den Segen. Das war die Kurzform.

Freilich habe ich dann in Frankreich in der Zeit der Besetzung dann doch auch wieder die größere Form, Altpreußische Union sozusagen, benutzt, um den Gottesdienst auch ein bißchen unabhängig zu machen von der Predigt.

24 Das Abendmahl habe ich in einfachster Form gehalten. Und das, was ich inzwischen entdeckt habe als diese herrlichen Dinge, Präfation ~~und diese Sachen~~, kamen da nicht vor. Es war nur dies, daß er uns verheißt, gegenwärtig zu sein, und dann nahmen wir Brot und Wein, wobei ich einmal erinnere, daß ich jemanden, von dem ich vermutete, daß er nicht nüchtern war, abgewiesen habe: "Heute nicht, bitte!" Das hat natürlich ~~ganz mächtigen Eindruck~~ gemacht bei den Soldaten.

Das war nun also die Form des Gottesdienstes. Nun zur Frage der interkonfessionellen Gottesdienste. Wir waren eine im wesentlichen protestantische Division. Und der katholische Kollege hatte das Prae, ~~wenn ich so sagen darf~~, daß seine katholischen Soldaten Diaspora waren. Das gab seiner Sache ziemliche Intensität. Wir haben aber im Einsatz und vorher schon Gottesdienste gehalten, wo wir nicht gefragt haben, ob evangelisch oder katholisch, wo entweder er oder ich einen Gottesdienst gehalten haben,

25 und dann waren Evangelische und Katholische beide dabei. Ganz wohl ist uns manchmal
26 nicht dabei gewesen, zumal mein Kollege Amendinger bei diesen Gottesdiensten zumin-
dest in der ersten Zeit ganz schön nationalsozialistisch auf die Pauke haute. Als
ich ihn deshalb zur Rede stellte, sagte er: "Wieso, das ist doch nur das Trommeln.
Gottesdienst ist für mich die Messe." Woraufhin ich ihm sagte: "Du, bei mir ist das
umgekehrt: Wenn ich da nicht die Wahrheit sage, dann nützt ~~es~~ gar nichts; ~~denn das~~
~~ist für mich die Hauptsache.~~"

→ B: Ich habe hier das Feldgesangbuch mitgebracht. Sie sagten eben, benutzen konnten
Sie es nicht so gut, aber Sie haben es ja genau gekannt, und Sie haben auch sicher
eine gewisse Wertung getroffen für sich. Wie haben Sie das Feldgesangbuch einge-
schätzt? Wie haben Sie es beurteilt?

M-S: Vielleicht soll ich so sagen: Ich war ziemlich hochmütig. Ich habe gesagt: "Ich
bin verantwortlich, und ich nehme, was ich brauchen kann, und über das andere sehe
ich hinweg," so daß mich das, was da auch an problematischen Dingen drinsteht, nicht
gestört hat. Ich müßte sogar erst wieder nachgucken, was mich da gestört haben könn-
te, aber das ist mir nicht wichtig gewesen. Ich habe viele Neue Testamente verteilt
und habe gerade jetzt neulich noch in Münster mit jemandem gesprochen, der zu mir
sagte: "Herr Pfarrer, ich hab's noch, und ich brauch's auch noch. Es ist ganz zer-
lesen, aber es ist schön." Das tut einem ganz gut, 'mal zu sehen, wie das ~~dann wirkt~~.
27 Natürlich habe ich auch das andere erlebt, daß ein Freund von mir, ein Oberleutnant
von Schütz, der nachher die Panzeraufklärungsabteilung bei uns leitete, mir im De-
zember 1944 sagte: "Ich habe das Neue Testament, das du mir geschenkt hast, verbrannt.
Ich will mit euch nichts zu tun haben." Als ich ihn fragte, warum, sagte er: "Ich
bin eine Zeitlang im Führerhauptquartier als Verbindungsmann gewesen. Ich habe da
begriffen: Wenn wir den Krieg verlieren, dann nur darum, daß ihr Christen eines gan-
zen und totalen Einsatzes oder jedes Wenn und Aber nicht fähig seid." Ich sagte:
"Jawohl, das ist dann vielleicht unsere Ehre." Der Mann ist dann zwei Monate später
vor Gotenhafen gefallen. Ich habe ihn noch auf dem Verbandsplatz liegen sehen und
versucht, ihn anzusprechen, aber es war nichts mehr zu machen. Das sind so die un-
gelösten Dinge, wissen Sie...

Mit dem Gottesdienst war es ja noch etwas anders als mit der Kasernenstunde. Die Ka-
sernenstunde war ~~ja~~ im wesentlichen eine Dienstveranstaltung, zu der die meisten
~~dann~~ kamen. Ich hatte ~~dann~~ das Glück, daß ich mich mit den meisten Kompaniechefs
gut verstand und es von daher kein Problem war. Im einzelnen gab es Hauptfeldwebel,
die dagegen waren, also versuchten, mir Steine in den Weg zu werfen, aber im großen
und ganzen habe ich da keine Schwierigkeiten gehabt.

Schwieriger war es natürlich mit den Gottesdiensten; denn da habe ich von mir aus
schon Wert darauf gelegt, daß eine gewisse Freiwilligkeit, ~~wenn man so sagen darf~~,
gewahrt blieb. Aber da war der Unterschied, ob es Einsatzzeiten waren oder nicht,

28 bedeutend. Ich erinnere mich an einen Oberleutnant vom Schützenregiment 6, den Oberleutnant Hoffmann, mit dem ich vor ~~M~~ Modlin im Loch sitzend beim Artillerieangriff das Neue Testament gelesen habe. Und als ich ihn dann ein paar Monate später in Paris traf, da sagte er: "Pfarrerchen, du wirst auch noch lernen, daß das alles Quatsch und Mumpitz ist." So war auch die generelle Einstellung zum Gottesdienst bei vielen. Wenn es ernst war und sie an den Tod denken mußten, dann kamen sie - ich will nicht gerade von "Galgenreue" oder so reden - das hängt eben doch damit zusammen, daß man weiß, daß man seines Lebens nicht Herr ist, sondern ein anderer Herr ist und man den respektieren muß.

Aber schwieriger war, daß ich an einen großen Teil meiner Divisionskommandeure nicht herankam. Der eine, der Freiherr von Funck - später war es anders mit ihm - war ein Skeptiker. Rommel interessierte das Ganze sowieso nicht. Er war religiös nicht ansprechbar, jedenfalls nicht für mich erkennbar. Er hat versucht, mir alle möglichen Steine in den Weg zu legen, während er bei uns Kommandeur war. Freilich, nach dem Frankreichfeldzug durfte ich machen, was ich wollte, und als ich dann den Adjutanten fragte, ~~den von Templink~~, was denn "den Alten" so verändert habe, sagter er: "Ja, ich habe ihn auch 'mal gefragt, da hat Rommel gesagt: 'Der Müller war mit vorne, jetzt darf er machen, was er will. Der gehört zu uns.'" Das war ~~die~~ Haltung. Und von daher habe ich natürlich mit einem fremden Kalbe gepflügt. Nicht ~~meine~~ Glaubensüberzeugung hat sie zum Gottesdienst geführt, sondern die Kameradschaft und Solidarität, die ich mit ihnen hatte. Und ich kann nur sagen, ich habe das kräftig ausgenutzt, denn nun hatte ich sie vor der Flinte, und sie mußten stillhalten, und sie ließen's sich auch gerne gefallen.

B: Können Sie sich noch erinnern, welche Auswirkung möglicherweise die Feier des Gottesdienstes auf die Soldaten gehabt hat?

M-S: Einmal habe ich die Wirkung des Gottesdienstes oft gespürt am Hauptverbandplatz. Wenn ich die Schwerverwundeten besuchte, haben sie mir oft erzählt, daß sie sich noch genau erinnerten an das, was ich gesagt hätte, und das täte ihnen jetzt gut, und daran würden sie sich halten. Das war dann ganz schön, wenn man merkte, daß man doch etwas Wichtiges gesagt hatte. Auf der anderen Seite hat natürlich auch die Predigt vor allen Dingen bei manchen Ärgernis hervorgerufen, manchmal auch dadurch, daß ich einfach den Akademiker nicht verleugnen konnte und manchmal nicht einfach genug geredet habe. Das ist sicher auch der Fall gewesen. Aber dann natürlich auch, weil ich ihnen zu ernsthaft und unbequem redete und sie das nicht so gerne hatten und akzeptierten. Dann gab es Ablehnung und erregte Gespräche, weil ich dann auch, wenn sie kamen und das aussprachen, mit ihnen reden konnte. Ich erinne mich an den Oberleutnant

31 ~~Moss (von dieser Schokoladenfabrik)~~, der vor dem Polenfeldzug gesagt hatte: "Ach, da ist so'n kleiner Pfarrer. Am besten, wir lassen ihn ~~so~~ ein bißchen vor die Front laufen und schießen ihn dann ab. Sowas können wir nicht gebrauchen." Das hörte ich und

sprach ihn direkt darauf an. Und er ist mein ganz guter Freund geworden. Tiefe Gespräche haben wir miteinander gehabt. Viel lag daran: Man mußte ihnen zeigen, und das konnte ich auch, daß man zu ihnen gehörte und ihnen darum die Wahrheit schuldig war, Nicht weil ich gegen sie war, sondern weil ich zu ihnen gehörte, mußte ich ihnen sagen, was ich meinte oder was ich beauftragt war zu sagen, wobei natürlich die politische Prophetie ja erst allmählich herauskam und mir erst allmählich die Freiheit gegeben war, so zu reden, daß auch da Entscheidungen fielen. Mir ist dabei immer noch die Frage, ob wir nicht die Möglichkeiten, die im Menschen liegen, überschätzen, wenn wir den Einzelnen verantwortlich machen für den ganzen Zusammenhang, eine sehr schwere Frage. Wieweit waren die Einzelnen in der Lage, den Zusammenhang zu begreifen, und wieweit konnten sie dafür verantwortlich gemacht werden, eine eigene nicht nur innerlich sondern auch äußerlich ablehnende Haltung zutage zu legen? Das ist eine sehr schwere Frage. Das ist in der Demokratie heute sehr leicht zu sagen, weil einem doch relativ wenig passiert, höchstens, daß man als Kommunist keine Stellung als Lehrer kriegt. Aber sonst ist es doch nicht so, daß eine abweichende Meinung das Leben bedroht, während damals Recht und Unrecht so stark verfilzt waren, so daß wir uns sehr schwertaten, da wirklich zur Klarheit zu kommen.

→ B: Wir sprechen jetzt von der Predigt im Gottesdienst. Hat es in der Auslegung der Texte und in der Zuspitzung auf die Soldaten hin bestimmte Themen oder Schwergewichte gegeben, die des öfteren vorkamen? Hat es Dinge gegeben, die Ihnen besonders wichtig waren?

M-S: Ja, das kann man vielleicht sagen. Einmal war sicher wichtig das Gottvertrauen angesichts der Gefährdung des Lebens, nicht, die Manneskraft zu stärken, sondern ihnen ~~selbst~~ zu helfen, daß sie in dieser Situation innerlich wußten, wo sie standen und worauf sie sich verlassen konnten. Es sind bestimmte Themen gewesen, die mich von Anfang an bewegt haben und die ich gerne vor den Soldaten auch behandelt habe. Ich erinnere mich zum Beispiel, daß ich in Polen oder nach dem Polenfeldzug über Hebr. 2: "Worin er selber gelitten hat und versucht ist, kann er denen helfen, die versucht werden," gepredigt habe. Ich habe versucht, eine Art von Hilfestellung zu geben für diese Situation der Anfechtung im äußeren Sinne und auch im inneren Stand und habe hingewiesen auf die Stärkung, die die Nähe Christi da bedeutet, wobei mir von Anfang an wichtig gewesen ist, daß der Soldat, auch wenn er sozusagen in einem "gerechten Krieg", wie wir ja in Polen und Frankreich noch meinten, steht, nur von Vergebung leben kann, wenn er dieses harte Handwerk treibt, wo er freilich nicht nur den andern tötet sondern sich auch selbst dem Tode aussetzt. Er bedarf der Vergebung und lebt nur von ihr.

→ Ich habe dann später immer wieder Wert darauf gelegt, daß das Leben nicht in sich seinen Sinn und sein Ziel hat, sondern über dieses Leben hinausgeht und würde glauben, daß ich mich hier an dieser Stelle am nächsten weiß zu dem Feldbischof Dohrmann,

für den das je ~~so~~ nach alter preußischer Manier die eigentliche Aufgabe und Position war. Ich meinte: Dieses Leben ist in sich unvollendbar und bleibt in einem Konflikt, muß aber als solches sich vor Gott rechtfertigen am Jüngsten Tage, dann, wenn dieses Leben zu Ende ist und zu Gott hinübergeht. Das schien mir ganz wichtig. Freilich, je länger der Krieg dauerte, desto mehr versuchte ich mich auch, von meinen eigenen Interpretationen, wenn Sie so wollen, freizumachen, und habe zum Beispiel 1943 angefangen, eine Bibelkunde für Soldaten zu schreiben. Ich habe viel Mühe daran verwandt und habe ~~das auch oft~~ vor meinen Soldaten vorgetragen. Leider ist das Manuskript ~~dann~~ versoffen in der Ostsee, als wir 1945 ~~dann~~ von Hela nach Swinemünde kamen, ~~mit 2.500 Leuten unserer Division~~. Das wäre vielleicht ~~so~~ für die Predigt zu sagen, daß ich zunächst versucht habe, thematisch zu reden, dann aber immer stärker biblisch wurde und einfach versuchte, ihnen das, was in einem Text gesagt ist, nahezubringen, damit sie auf diese Weise Roggenbrot hatten, von dem sie leben konnten.

B: Können Sie sich entsinnen, wie Sie bei Ihren Predigten, vor allem in der ersten Zeit, angeknüpft haben, welche Bilder Sie gebraucht haben, wie Sie den Soldaten angesprochen haben?

M-S: Ich weiß nur, daß ich dann am stärksten gewirkt habe, wenn ich die Bilder aus der Situation genommen habe. Ich erinnere mich an eine Predigt, die freilich sehr spät gewesen ist. In den Dünen von Hela habe ich einen Ostergottesdienst gehalten, Ostern 1945, und habe ~~da~~ gesagt, was unserer Situation damals entsprach: "Die eigentliche Frage des Lebens ist die, ob das Leben ein Kessel ist oder ein Brückenkopf. Kessel heißt: Wir werden aufgerieben, und der Tod ist das Letzte. Brückenkopf heißt: Christus holt uns heim." Noch nach Jahren hat mich ein Soldat darauf angesprochen, weil da das Bild aus der Situation genommen war und sich ganz mit der Situation deckte. Ich erinnere mich auch an einen Gottesdienst in Memel, wo ich in die Unterstände gegangen bin - das war kurz vor Weihnachten - und davon geredet habe, daß das das Wunder wäre, von dem wir leben, daß Gott sozusagen aus dem Himmel in den Unterstand gekommen sei und unser ganzes Leben geteilt habe und uns nie verlassen werde. Und ich weiß auch, daß ~~das sehr stark von den Soldaten aufgegriffen wurde, daß sie~~ ^{die} verstanden haben, was das bedeutet.

Einen tollen Eindruck habe ich 'mal gemacht mit einer Kasernenstunde über die Heimat. Ich habe Heimat und Verbundenheit mit einer Frau miteinander verknüpft: "Man hat nur eine Heimat" usw. Ich habe nicht gerade moralisch geradet, ihnen aber doch gezeigt, was das bedeutet, was Treue in diesem Verhältnis heißt. Daraufhin habe ich dann auch sehr viele Gespräche geführt, immer wieder. Es war ja so: Ich habe mich freilich immer als ein Botschafter des Evangeliums verstanden, ~~aber~~ dabei habe ich die Soldaten eben geliebt. Ich gehörte zu ihnen und trug ihre Lasten, wollte mich nicht entziehen, sondern sprach zu ihnen aus der Solidarität heraus.

B: Wir sprachen über den Gottesdienst und die Predigt. Das Gebet war sicher auch

ein wesentliches Element des Gottesdienstes.

M-S: Die Gebete habe ich fast immer vorher schriftlich festgelegt. Ich habe, glaube ich, nicht einmal die Gebete aus der Feldagende gebraucht, weil mir die zu allgemein waren, zu national im alten Sinne. Das war nicht ~~so~~ mein Ton, den ich ~~da~~ gerne im Gebet haben wollte. Die Fürbitte für die Heimat und die anderen Kameraden usw. hatte große Bedeutung. Das heißt auch, daß ich den Führer und unseren Einsatz Gott anbefohlen habe, aber nicht in der Formulierung des vorgeschriebenen Gebets für Führer Volk und Wehrmacht, und zwar deshalb, weil für mich ja, wenn Sie so wollen, das Ganze so eine Art Gottesgericht war und ich Gott nichts vorschreiben wollte. Das "Gott mit uns" auf dem Koppelschloß hat für mich nie bedeutet die Behauptung, daß Gott mit uns wäre, sondern eine Bitte, die sich freilich gegen den Bittsteller wenden kann. Das haben wir ja zu Genüge erlebt.

B: War es für Sie möglich, den Feind oder die betroffene Bevölkerung in das Gebet mit einzubeziehen?

M-S: Das haben wir öfter gemacht, ja, und zwar eigentlich seit 1942 steigend. Ich erinnere mich noch, wie wir einmal ein Dorf hinter uns ließen, und ein alter Russe da stand an der Ruine seines Hauses, dessen Trümmer noch rauchten, und uns in Trauer und blindem Haß nachschaute und uns, die wir mitainander im Wagen saßen, augenblicklich klar war und wir es auch aussprachen: "Wenn das auf uns zurückkommt, was wir hier tun, dann gnade uns Gott. Das ist schrecklich."

B: Das Gebet hat seine Bedeutung gehabt nicht nur für den Gottesdienst sondern sicher auch für die individuelle Seelsorge. Waren die Soldaten, die ja nur zum Teil kirchlich gebunden waren, für das Gebet ansprechbar? Konnte man mit ihnen beten im Einzelgespräch?

M-S: Am Hauptverbandsplatz sicher. Sonst eigentlich nur mit Einzelnen. Es gab ~~ja~~ in jeder Kompanie ~~so~~ ein paar "Stille im Lande", ~~wenn Sie so wollen~~. Wenn man mit denen zusammen war, dann hat das Gespräch geendet und ist eingemündet in ein Gebet, wo einer für den anderen betete. Das hat mir zeitweilig sehr viel bedeutet.

B: Wir könnten jetzt das Thema wechseln und sollten auch einmal über die deutsche Kriegsgerichtsbarkeit sprechen.

M-S: Sehr oft bin ich an kriegsgerichtlichen Verfahren nicht beteiligt gewesen. Ein Leutnant ist der Feigheit vor dem Feind angeklagt worden. Ich kannte ihn ganz gut und habe dann die Verteidigung übernommen, und es ist mir gelungen, ihn ~~dann hinaus-~~zupauken. Ein anderes Mal, erinnere ich mich, war ein Oberleutnant wegen Homosexualität angeklagt. Ich habe ihn besucht, und wir haben über sein ganzes Leben gesprochen, wie es zu dieser Abartigkeit gekommen ist. Am nächsten Tag hat er Selbstmord begangen. Das ist für uns, die wir ihn gerne hatten, eine sehr betrübliche und nicht gelöste Sache gewesen.

Ich habe einmal in Gotenhafen einen jungen Soldaten, der desertiert war und wieder

geschnappt worden war, auf die Erschießung vorbereitet. Ich habe versucht, ihm zunächst klar zu machen, daß er in dieser gespannten Lage das Recht zugeben muß, daß ^{man} es ein Exempel statuiert, weil sonst alles durcheinandergeht. Das hat er akzeptiert. Und dann habe ich in einer für mich bis heute überwältigenden Weise erlebt, wie dieser Junge über sich selbst hinauswuchs. Ich weiß nicht, ob ich's falsch sage: Er war ein ziemlicher Schlawiner. Manchmal denke ich: Ob er je wieder etwas geworden wäre? Ich weiß es nicht. Aber wie der sein Schicksal akzeptierte, wie er von seiner Mutter sprach, wie er gewiß war, daß er vor Gott treten würde, dessen Vergebung empfangen und von seiner Liebe umfassen würde, das ist für mich überwältigend gewesen. Ich bin dann mit ihm zum Erschießen gegangen. Er hat die Binde abgelehnt. Ich habe bei ihm gestanden. Wir haben noch miteinander das Vaterunser gebetet. Er gab mir die Hand und sagte: "Schreiben Sie an meine liebe Mutter und grüßen Sie sie. Und wir sehen uns wieder." Das war für mich ein ganz starkes Erlebnis, wobei natürlich das Doppelböddige dieses Geschehens im Nachhinein mir stärker bewußt ist als es das im Augenblick war. Im Augenblick wußte ich nur: Wenn wir uns überhaupt behaupten wollen, hier in diesem Kessel, gegenüber dem Russen, dann darf sowas nicht passieren, sonst ist alles kaputt. Von daher konnte ich auch meinerseits zustimmen zu dem, was da das Gericht sagte.

Sonst kam so etwas selten vor in unserer Division. Es war erstens eine aktive Division, zweitens eine Panzerdivision, drittens eine Division, die immer sehr stark im Brennpunkt stand und gar keine Zeit hatte, innerlich zu verlottern oder wie man das nennen soll. Nun gut, ich habe einmal eine Auseinandersetzung mit meinem General von Manteuffel gehabt wegen eines Soldaten, den er hatte erschießen lassen, obwohl das Gericht befunden hatte, daß er nur wegen vier Wochen geschärften Arrestes bestraft werden sollte. Er hatte schlafend oder gerade erwachend zugelassen, daß Russen seinen Unteroffizier abführten. Sie nahmen ihn mit sich als Gefangenen, und er hatte nichts getan. Manteuffel hatte das Gerichtsurteil aufgehoben und ihn erschießen lassen. Ich hab's erst nachher vom Kriegsrichter erfahren. Der Kriegsrichter sagte mir, als ich ihm vorhielt: "Sie hätten doch dagegen Einspruch erheben müssen!" - "Ich kann mir das nicht erlauben." Daraufhin bin ich zum General gegangen, genau auf seinem Geburtstag war das, und habe ihm gesagt: "Herr General, ich verstehe Sie gut, daß Sie hart durchgreifen wollen. Die Manneszucht zerfällt allmählich, das ist richtig. Aber wenn das Gericht der Division gesprochen hat, dann können Sie das nicht aufheben." Daraufhin sagte er: "Das ist durchaus im Sinne des Führers." Ich habe ihm geantwortet: "Aber nicht im Sinne Gottes. Es gibt nur einerlei Gerechtigkeit." Dieser Fall zwischen Manteuffel und mir hat mir viel zu schaffen gemacht bis zu seinem Tode. Er ist 1972 gestorben. Ich habe ihn nach dem Kriege immer ~~wieder~~ darauf angesprochen und ihm gesagt: "Ich bin nicht der Herr Ihres Gewissens. Ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie das vor Gott zu verantworten haben, nicht vor mir."

Zunächst sagte er immer : "Ich kann das vor Gott verantworten." Dann aber wurde er still und geriet ins Nachdenken darüber, bis er sich immer mehr verhärtete, so daß ich im Traditionsverband immer spürte: Er macht gegen mich Stimmung, weil er das nicht ertragen kann, daß ich ihm so ins Gewissen geredet habe. Mir war das schmerz-lich; denn er war ein sehr guter Kommandeur, fürsorglich und besonnen.

B: Ich möchte Sie gerne nach Ihren Kollegen und Vorgesetzten in der Wehrmachtseel-sorge fragen.

M-S: Das ist ein weites Feld. Ich bin in die Feldseelsorge hineingekommen durch den Felddbischof Dohrmann. Ich habe ihn verehrt, weil er so treu dafür sorgte, daß das Evangelium verkündigt würde. Das war sein Hauptanliegen. Ich habe ihn im Urlaub öf-ter besucht und war bei ihm in hohen Gnaden, weil ich Karl-Heim-Schüler war, aber ich war je länger je mehr von ihm enttäuscht; denn ich suchte in den schrecklichen Anfechtungen der Einsamkeit als Pastor in der Division Hilfe. Und er hat mir nie irgendetwas gesagt, was mir geistlich helfen konnte, abgesehen von allgemeinen Din-gen, die man vor hundert Jahren genau so hätte sagen können, so daß ich so enttäuscht war von ihm, daß ich eines Tages mich bei Wilhelm Stählin in Münster angemeldet ha-be und vierzehn Tage meiner Ferien dazu benutzt habe, um bei ihm das Meditieren zu lernen und mich mit ihm auszusprechen. Dort habe ich wenigstens zum Teil gefunden, was ich in der Seelsorge bei Dohrmann vermißt habe.

Ich habe nach dem Kriege eine Auseinandersetzung mit Dohrmann gehabt, die für mich zu einer sehr schweren Sache geworden ist. Er hatte eine Reihe von ehemaligen Wehr-machtpfarrern 1949 in Fulda versammelt. Schuster war der Dekan. Der war sehr aktiv und holte seinen alten Felddbischof dahin. Dohrmann hielt einen Vortrag vor der Ge-meinde über den "Glauben der Soldaten" und machte da die Bemerkung, daß im Grunde die Gemeinde um keinen der Angehörigen, die gefallen seien, sich Sorgen zu machen brauchte, weil es ganz klar wäre, daß jeder noch irgendwie zu Gott gefunden hätte. Ich bin in die Sakristei gegangen und habe gesagt: "Herr Felddbischof, dies kann ich nicht verstehen. Ich bin an der Front gewesen, und mich bedrückt bis heute das Schick-sal von vielen, von denen ich weiß, daß sie im Unfrieden mit Gott gestorben sind. Das wagen Sie zu sagen?" Er hat mir noch einen beschwichtigenden Brief geschrieben, ~~aber~~ das ist das Letzte gewesen, was wir miteinander zu tun hatten.

Schuster war, wenn ich so sagen soll, von anderem Kaliber. Er war ein moderner Theologe, hat an der RGG² wesentlich mitgearbeitet, war Studentenpfarrer in Leipzig gewesen. Theologisch war er guter Lutheraner, gehörte auch der Bekennenden Kirche an. Mit dem habe ich offen und gut reden können, und ich habe mich mit ihm ganz vor-züglich verstanden. Er war so ein bißchen eine kecke Natur. Man mußte ihm schon standhalten, weil man sonst untergebuttert wurde, aber da war bei mir keine Gefahr. Das war sehr angenehm.

34 Ich habe natürlich eine Reihe von Pastorenkollegen kennengelernt, aber ich habe von daher keinen großen Eindruck, weil das immer nur ~~eine~~ Konferenz war. Man war ja sonst nur in seiner Division und hatte kaum die Möglichkeit, mit anderen Pfarrern viel zu machen. Ufer habe ich 'mal getroffen und habe die besten Erinnerungen an ihn, da er menschlich so integer war und seelsorgerlich sehr fein. Aber sonst ist da nicht viel.

35 Ich habe mich in meiner Division regelmäßig um die Theologen, die als Soldaten da waren, gekümmert. Wenn die Möglichkeit bestand, habe ich Sie geholt, und wir haben theologisch etwas gearbeitet. Wir haben zum Beispiel 'mal "Das Markusevangelium" von Schütz zugrundegelegt ~~und über ein Kapitel geredet~~. 1942 haben wir Hanns Liljes Auslegung der Offenbarung zugrundegelegt und darüber geredet, ob einem da ein Schlüssel gegeben wird, um ~~das~~ zu verstehen. Mir war es ganz lieb, mit den Brüdern zusammenzusein. Es war aber auch selbstsüchtig; denn ich brauchte ja ihre Erfahrung. Sie haben manches gesehen, was ich, der ich ja immer den Schein eines Offiziers an mir hatte, ~~schon weil ich mit Offizieren so unbefangen umging~~, nicht so mitkriegen konnte, was sie dann selbstverständlich mitkriegen und mir auch zeigten. Zweitens lag mir daran, daß wir uns gegenseitig stärkten; denn die waren ja genau so einsam wie ich, jeder auf seine Weise. Das war zum Teil wirklich sehr schön. Wir hatten immer ein paar Deutsche Christen dabei. Nach dem Kriege habe ich einen Pastor in einem überfüllten 4.Klasse-Wagen/ ~~und~~ und ich hörte da eine Stimme, die lauthals davon redete, was für ein Bekenner er gewesen wäre. Ich stieg dann aus und ging an ihm vorbei und sagte: "Aber im Kriege habe ich Sie ganz anders kennengelernt." ~~Dann bin ich ausgestiegen.~~

36 B: Kam es vor, daß Theologen während ihres Kriegsdienstes den Rückzug in das Militärische oder in das Private angetreten haben?

M-S: Ja, da habe ich zwei Pastoren erlebt. Der eine ~~war, der eine~~ war Leutnant, der andere ~~war~~ Hauptmann, die sozusagen auf Kammer ihren Pastor abgegeben hatten und nur noch Offizier sein wollten. Ich habe ihnen ein bißchen meine Verachtung gezeigt. Der eine hat, als es ernster wurde, gesehen, daß es wohl nun nicht mehr ginge, sich da zu drücken. Er hat dann ~~gesagt, was er dachte und was er meinte und hat dann~~ Stellung bezogen. Das war ganz schön.

37 Aber nach dem Kriege in der Gefangenschaft habe ich die seltsamsten Dinge erlebt. Ich habe schon von dem Offizierslager mit 2.400 Offizieren erzählt. Ich war leitender Lagerpfarrer. Es waren, glaube ich, 65 Theologen. Und die waren nun sehr verschieden. Adolf Wischmann war da, der ~~ganz~~ ganz treu eine Bibelarbeit hielt, bis er dann vor Erschöpfung nicht weiterkonnte. Erich Schnepel war da, der seine Bekehrungsgeschichte landauf landab immer gleich erzählte, so daß nach zwei Wochen niemand mehr zuhörte. Eine ganze Reihe war so schwach, daß sie nicht in der Lage waren, mitzuwirken.

38 ~~Eine ganze Reihe war ganz~~ treu, vor allem in seelsorgerlichen Gesprächen mit den

Einzelnen. Und es gab ein paar, die abschalteten und nur daran dachten: Wie komme ich möglichst schnell wieder heraus? ~~Ich will keine Namen nennen, bloß sagen, daß ganz interessante Leute dabei gewesen sind.~~

→ Von der Sonderkompanie will ich noch erzählen. Wir haben eigentlich nur zeitweilig, wenn ich mich recht erinnere, im zweiten Rußlandwinter vor allen Dingen, einen Sonderzug, oder wie man das nannte, gehabt mit Bestraften und zum Teil Degradierten, ein Bewährungszug. Achtzig, neunzig Leute waren das. Die wurden für sich gehalten, damit sie die ~~von der~~ Truppe nicht infizierten. Das Glück für sie war, daß einer der fähigsten jungen Offiziere, Sigurd aus der Panzeraufklärungsabteilung, sich bereit erklärte, sie zu führen. ~~Und~~ Das war ein wahrer Segen für diese Männer. Denn da war nun ein dekoriertes und renommierter junger Offizier, der sich nicht zu schade vor kam ~~sondern~~, der nicht nur aus Mitleid sondern aus echtem Bei-Ihnen-Stehen-Wollen zu ihnen ging und dann eine Gemeinschaft unter ihnen aufbaute. So etwas von engem Zusammenhalt - ich bin oft bei ihnen gewesen, habe Gespräche geführt und auch Gottesdienste gehalten - solches Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander, solches Eingehen aufeinander bei selbstverständlicher Achtung, so etwas Intensives habe ich kaum je in einer Kompanie gefunden.

39 Unser Divisionskommandeur, Freiherr von Funck, war ein auf Ehre und Menschlichkeit ~~besonnener~~ Kommandeur (letzter Adjutant von Fritsch ~~gewesen~~ vor dem Kriege), der sie sinnvoll einsetzte, so daß da kein Verschleiß war, einfach so. Die wurden eingesetzt, wie die anderen auch. Da war kein Unterschied.

Mit den Kriegsrichtern habe ich relativ wenig zu tun gehabt. Die lebten mehr hinten bei der Quartiermeisterabteilung, die von der Front abgesetzt war. Und ich kam da eigentlich selten hin und habe, soweit ich mich erinnere, an Verhandlungen, an denen ich selbst beteiligt war als Verteidiger oder so, gefunden, daß sie ~~sehr~~ besonnen und menschlich gehandelt haben. Ich kann mich an keinen Fall erinnern, wo wir irgendwelche Anstände hätten haben können, außer in dem einen Falle, ~~wo Manteuffel sich annahm das Recht der Division, das schon gefällt war, im Sinne des Führers zu brechen~~ ~~und~~ ^{wo} der Divisionsrichter dann keinen Widerspruch erhob, weil er als Aktiver um seine Karriere bangte. Das ist vielleicht doch ein Sonderfall.

B: Wir sprachen eben über die Stellung, die Sie in der Division hatten. Können Sie das vielleicht hier noch einmal darstellen?

→ M-S: Das ist ziemlich kompliziert. Von einer Seite her waren zwei günstige Voraussetzungen für ein gutes convivium mit den Soldaten gegeben. Einmal fühlte ich mich als Preuße, d.h.: der begrenzte Einsatz für den Staat und seine irdischen Zwecke hatte mein Ja von meinem Glauben her, und das spürten die Leute. Dazu kam zweitens, daß ich vielleicht gerade von meiner Tätigkeit als Assistent vorher an der Universität wo wir ja ständig Auseinandersetzungen hatten und ich etwa "Rasse und Religion" als Seminar gehalten habe und eine Vorlesung über Nietzsche, wo auch SS und alles Mögliche

da waren und es ständig hin und herging, gelernt hatte, auf deutliche aber faire Weise mit Gegnern und Andersdenkenden umzugehen, und das haben eben doch die meisten goutiert. Als ich kam, habe ich von den jungen Offizieren auch eine ganze Menge Ablehnung erlebt, aber das blieb in Grenzen. Und je mehr wir in ~~den~~ „Ethos des Ernstfalls“ eingedrungen waren, desto stärker war dann auch die Verbundenheit. Wenn man so zusammen im Panzer gesessen hat, im Loch gesessen hat oder auf der Flucht gewesen ist, das verbindet eben doch und trägt auch menschlich ganz schön weit. Und dann ist es doch aus so: Was für eine politische Anschauung die Einzelnen auch hatten, im Angesichte des Todes sind die meisten doch wie Kinder gegenüber dem Vater, wenn man es einmal so sagen soll. Ich erinnere mich an einen Eichenlaubträger, Hauptmann Grünert, der ausgetreten war aus der Kirche und nach dem ersten Rußlandwinter sagte: "Ich trete wieder ein in die Kirche." - "Wie kommst du denn dazu?" - "Ich habe da neulich in so einem Feuerüberfall gelegen" - er war ein Berserker, der ~~dränging~~ und keine Angst kannte - "und da habe ich mich doch sehr verlassen gefühlt und habe angefangen, das Vaterunser zu beten. Jetzt kann ich wieder beten." Es fängt ja manchmal ganz primitiv an. Und auf dieser Ebene habe ich die Menschen eben auch angesprochen. Ich habe ~~ja~~ nicht angefangen, sie erst gegen den Strich zu bürsten, sondern erst einmal versucht, zu sagen, was uns dort in dieser ausgesetzten Lager miteinander verband. Daraufhin habe ich sie angesprochen und von daher dann die Beziehungen aufgebaut.

Die besten Freunde habe ich natürlich gefunden unter den jungen Offizieren, die ~~es~~ schwer taten, je länger umso mehr. Ich hatte ihr Vertrauen und konnte manches von Christus her klären, manches auch nicht. Wir waren auch vor Dunkelheiten gestellt, wo wir alle nicht weiterwußten.

Einmal habe ich mich ^{mit} dem Kommandeur der Panzeraufklärungsabteilung gezankt. Im September 1941 war ich ~~von der Gegend von Smolensk aus~~ in Smolensk gewesen bei der Armee und hatte mich mit Schuster unterhalten, und der hatte mir alles mögliche Bedrückende erzählt. Ich bin dann zurück. Wir hatten ein paar Tage Ruhe. Ich bin dann mit dem ^{Mann} spazieren gegangen und habe ihm ~~das~~ erzählt, was ich ~~er~~ gehört hatte. Da blieb er stehen und sagte: "Herr Pfarrer, ein Offizier denkt nicht so." Daraufhin sagte ich: "Herr Major, aber ein Akademiker!" Und das geht in der Tat wie ein roter Faden durch meine Aufzeichnungen: meine Klage darüber, daß so viele so blind sind für das, was eigentlich passiert, und meine Klage darüber, daß wenig Zivilcourage da ist, daß sie dem Vorgesetzten gegenüber eben doch nichts zu sagen wagen. und der Vorgesetzte auch nicht ertragen kann, daß jemand anderer Meinung ist. Ich erinnere mich an einen österreichischen Offizier, den wir hatten, Veltic, der gehaßt wurde von unserem Kommandeur, weil er Wert darauf legte, daß er Zivilist sei und kein Aktiver, und seine schöngeistigen und philosophischen Dinge dann immer bei Tische im

Casino auftischte. Er legte es vielleicht auch darauf an, aber auch das war ja bezeichnend. Militär war das Erste im Staate; das war immer noch so vom Kaiserreich her, und daran durfte man nicht so ohne Weiteres rütteln, wobei ~~dabei~~ auch ~~sicher~~ wahr ist, daß die Kommandeure zum Teil in einem Stil gelebt haben, zumindest die Divisionskommandeure - gut, sie hatten die Last der Verantwortung, und wer denken will, der muß sich ein bißchen in Distanz halten und etwas um sich herumbauen - aber ~~Sie~~ haben sich doch manches herausgenommen, ~~das war ganz lecker!~~

Dabei gab's natürlich den Unterschied zwischen den alten Kommandeuren, die schon im ersten Weltkrieg gewesen waren. Die waren sehr viel bescheidener. Wir waren aber auch eine Panzerdivision. Wir waren arrogantes Volk. Die Panzerdivision war so eine Art Elitetruppe, und die 7.Pz.Div. war die Elite der Elite. "Gespensterdivision" hießen wir damals.

B: Worüber wir noch nicht gesprochen haben, ist das Lazarett.

M-S: Ich habe mich nie als ein Lazarettpfarrer oder Hauptverbandsplatzpfarrer verstanden. Und ich muß sagen, daß ich bis zuletzt immer wieder Angst gehabt habe, ins Lazarett zu gehen, weil da die ganze Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit des menschlichen Lebens einem ~~so dicke~~ ^{nein} entgegensprang und wenn man mit den Einzelnen sprach, jeder sein Schicksal hatte. Auf der anderen Seite ist wahr, daß ich eigentlich nie von einem Besuch am Hauptverbandplatz ungetröstet wegging; denn die Kraft eines Menschen, dann wenn er gerufen ist und gehen muß, ~~die Kraft~~, das anzunehmen, ist meiner Erfahrung nach unwahrscheinlich groß. Da wurden die schlappsten Hühner zu Glaubenshelden, wenn Sie so wollen, weil sie diese Kraft dann hatten, sich Gott in die Arme zu geben und nicht zu resignieren - das gab es natürlich auch. Aber es gab eben sehr viele, die im Glauben gestorben sind. Und es war eben äußerlich relativ leicht, mit ihm ^{nein} zu reden, selbst bei einer thüringischen Division, weil sie alle noch die Kernsprüche der Bibel und des Gesangbuchs kannten. Und wenn ich dann zitierte "Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen", dann war das nichts Neues für sie, was ich erst interpretieren mußte, sondern es war tief in ihrem Herzen drin. Das konnten sie gleich mitvollziehen, und das war ganz wichtig. Ich sehe wohl ein, daß heutzutage der Glaube vielleicht sehr viel persönlicher ist, wenn man Zeit hat, mit einem Sterbenden sein ganzes Leben aufzuarbeiten und in das Gottesverhältnis mit hineinzunehmen. Aber dieses, daß ~~ich~~ ^{ich} von den Grundformeln, die uns das Leben aufschließen, leben kann, das habe ich eben doch dort sehr stark immer erfahren. Mich hat das jedes Mal sehr angestrengt. Ich erinnere mich, daß ich einen Hauptmann von Jena im Polenfeldzug aus dem Feuer herausgeholt habe, der einen Lungenschuß hatte, in den Sanka hinein, und dann sind wir zum Hauptverbandplatz gefahren. Ich habe ihn dem Arzt übergeben und bin dann durch die Säle der Schule, in der das Lazarett untergebracht war, gegangen und habe die Kameraden ~~da~~ besucht, wobei man ~~ja~~

42 keine langen Sprüche machen konnte sondern direkt reden mußte. Aber dann hat man mir eine Trage gegeben, ~~so daß ich mich auch einmal hinlegen und ausruhen konnte.~~ Dann entdeckte ich mich plötzlich auf dem Fensterbrett. Ich hatte im Schlaf so wild geträumt, daß ich drauf und dran war, von da oben herunterzuspringen. Ich sage das, um zu zeigen, wie man innerlich bewegt und beunruhigt und durcheinander war. Gut, man lernte nachher eine Haltung und auch ein gewisses Abschotten; aber im Grunde bin ich mit so etwas nie richtig fertig geworden.

Mein katholischer Kollege ist mehr zum Hauptverbandplatz gegangen als ich. Zudem wußte ich, daß eine Reihe von Theologen dort waren als Sanitäter, die sich auch darum kümmerten.

In den Gesprächen mit Sterbenden hatte ich zweierlei Ziel, einmal, ihnen zuzusagen: "Du bist nicht verloren", und zweitens: "Bedrückt dich etwas, was noch in Ordnung kommen soll? Oder muß ich Grüße ausrichten." Manchmal, wenn etwas Zeit war - normalerweise war ja Hochbetrieb - wenn man also einmal eine halbe Stunde Zeit hatte, haben sie immer sehr gerne erzählt aus ihrem Leben, um es noch einmal von einem gehört und gesehen zu wissen, was sie da erlebt haben, ~~weil es unvollständig war~~ zum Teil mit Schmerzen, aber auch mit Dank.

7 In der ersten Zeit, als noch die alte "Garde" da war, haben die Unteroffiziere usw. selbst die Bestattungen mit Vaterunser vorgenommen, weil ich ihnen gesagt hatte: "Man verscharrt keinen Kameraden wie einen Hund!" Das hat, weil ich sehr deutlich redete, ganz gut gewirkt. Wenn ich dazukam, habe ich's selbst gemacht, und dann war mir eigentlich nicht das Reden das Wichtige, sondern ich habe ein paar Worte aus der Heiligen Schrift vorgelesen und habe gebetet und dann in ein Vaterunser eingemündet. Das ist mir immer schwer gewesen. Das Schlimmste war vielleicht, daß ~~einen~~ ab und zu das Unbeteiligtsein überkam, vielleicht weil es ein Schock war oder weil es zu viel war, so daß man es nicht mehr verkraften konnte - dann schaltete man ja einfach ab, und das war nicht gut. Manchmal war es ~~doch~~ schlimm. Wir hatten einmal vor Wiasma einen Durchbruchversuch der Russen, die eingekesselt waren. Da waren von einem Bataillon 135 Leute gefallen. Die lagen dann so wie eine Hasenstrecke nebeneinandergelegt. Die Mehrzahl kannte ich noch. Das war schrecklich.

44 Ich hab' dann eine ganze Reihe Korrespondenz mit den Angehörigen gehabt, dabei auch manchmal gegen den Befehl behandelt. Nur die militärische Führung durfte sonst die erste Meldung machen. Den Eltern ~~Kadorn~~ habe ich selbst zuerst geschrieben. Das geschah im Einvernehmen mit dem Chef ~~oder Kommandeur, es war nicht so schwierig.~~

Das gab's natürlich oft, daß ein paar Leute vom Hauptverbandplatz mitgingen, oder es hieß: "Hier haben wir acht, die wir ins Grab legen. Pfarrer, kannst du nicht mitgehen?" Da habe ich natürlich nicht persönlich über die reden können, die wir da hinlegten, sondern ich habe gesagt: "Das kann morgen jedem von uns passieren. Die haben das für uns getan, als sie an der Stelle waren, wo der Russe durchbrach. Wir wa-

ren nicht da, sonst würden wir jetzt da liegen." Es ging also in die Richtung: Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. ~~Die hatten natürlich auch Schiß~~, Es war immer auch ein Stück Verkündigung der Auferstehung.

45 B: Die Beerdigung und die Benachrichtigung der Angehörigen waren ein Punkt, an dem Sie zu verantworten hatten, ob rechtliche Vorschriften beachtet oder gebrochen wurden. Gab es auch noch andere Fälle, in denen Sie bewußt geltende Vorschriften mißachtet haben? Wovon hing es ab, ob die Verordnungen beachtet wurden oder nicht?

→ M-S: Die meisten Verordnungen, die vom OKH kamen, habe ich nie zu Gesicht bekommen, weil meine Divisionskommandeure, und zwar alle, sagten: "Das regeln wir unter uns. Das geht die oben gar nichts an." Von daher kann ich darüber garnicht so viel sagen. Das war nicht problematisch.

Ich habe mich auch gar nicht gekümmert um die Vorschrift, daß man keine Schriften mehr verteilen durfte. Ich hatte eine Bibliothek eingerichtet von etwa 50 Büchern, die ich ständig verlieh. Das war natürlich offiziell verboten, aber das interessierte mich nicht. Die Arbeit mit dem Schrifttum war ein Zweig meiner seelsorgerlichen Tätigkeit. Es gab ja nicht nur Einsatzzeiten, sondern auch Zeiten, in denen man in Ruhe lag, um sich ~~14 Tage~~ aufzufrischen, dann war es eben sehr schön, wenn ich denen was geben konnte. Unter anderem habe ich damals in meiner Bibliothek gehabt Ernst Steinbach, "Anweisung zum Leben", ein ganz guter Versuch, vom Neutestamentlichen Christus her ausgehend eine Ethik für Glück und ~~Ehre~~ auf dem Gedanken von Freiheit und Opfer zu entwickeln. Das war ganz brauchbar und ist auch jetzt noch ganz gut zu lesen. In der zweiten Hälfte, als es sehr schwer wurde, habe ich etwa die Predigten von Thielićke oder Gedichte von Reinhold Schneider vielfältigt und verteilt. ~~Wenn ich dann zu den Offizieren und Unteroffizieren kam, habe ich ihnen das gegeben.~~

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich von Berlin aus etwas bekommen hätte.

→ B: Welchen Eindruck hatten Sie von dem Verhältnis der Zivilkirche zur Soldatenseelsorge während des Krieges?

M-S: Es gab eine Reihe von Soldaten, die mir erzählten, daß sie Verbindung zu ihrer Heimat hätten, zum Pfarrer gewöhnlich. ~~Das gab's öfter~~. Meist redeten sie positiv davon. Ich merkte, daß eine ganze Reihe von persönlich-seelsorgerlichen Beziehungen entstanden war, die gehalten und vielleicht sogar verstärkt wurden.

B: Wir sollten noch über Ihre Begegnungen und Auseinandersetzungen mit irgendwelchen Parteistellen sprechen.

M-S: Wir hatten ja eine ganze Reihe von vom Nationalsozialismus infiziertem, zum Beispiel den damaligen Major im Generalstab Heidkämper, der im Polen- und Frankreichfeldzug unser I a war, also Generalstabsoffizier. Er war Sohn eines Superintendenten aus Bückeburg. Beim Casinoabend nach dem Frankreichfeldzug hat er mir ein paar Mal

47f gesagt: "Gehen Sie mir weg mit Ihrem Christus, heute ist Hitler", worauf ich ihm heftig widersprochen habe, so daß alle hörten, welche Auseinandersetzung sich da vollzog. Dieser Mann ist nach dem Kriege beim Diakonischen Werk ~~beim Diakonischen Werk~~ untergekrochen und hat dort seine Brötchen verdient. ~~Das sind die Richtigen!~~ Dann gab's vor dem Polenfeldzug einen höheren Hitlerjugendführer, der Oberleutnant bei uns war, Oberleutnant Moss, ~~der sich so äußerte, daß man den Pastor ein bißchen vor die Front schicken müsse und ihn abknallen, dann wäre die Sache in Ordnung und man hätte Frieden. Den habe ich direkt darauf angesprochen. Es gab ein sehr erregtes und lebhaftes Gespräch, das zu einer ganz dicken Freundschaft geführt hat. Er ist in Frankreich gefallen, und ich habe seine Frau noch ein paarmal besucht. Dann habe ich einen~~ Gebietsführer der HJ, Reinecke, junger Leutnant, ein Idealist, den ich gerne hatte. Wir haben uns zunächst immer ziemlich gekabgelt. Mit dem Beginn des Rußlandfeldzuges vollzog sich bei ihm eine Wandlung. Er wurde nachdenklich, und wir konnten über Recht und Unrecht, über Hybris und all solche Dinge sprechen. ~~Und~~ zunehmend bedrückt. Er ist mir und ich bin ihm sehr nahegekommen. Er war sehr frei in seinen Äußerungen, ein ausgezeichnete Offizier, sehr kameradschaftlich zu den Leuten. Und der Major, den wir damals hatten in dem Bataillon, der haßte ihn aus folgendem Grund: Wir saßen im Casino vor dem Rußlandfeldzug. Major ~~Kramer~~ erzählte, daß er seinen Sohn nach dem Abitur nach Berlin geschickt hätte und der Bruder des Majors hätte ihn dann in einen Puff gebracht, damit er einmal lernte, wie man mit Mädchen umgeht. Darauf sagte dieser junge, idealistische Leutnant Reinecke: "Wenn Sie mein Vater gewesen wären - ich hätte Sie erschossen!" Das war natürlich starker Tabak. Und dieser Major hat sich, ich glaube das kann man sagen, dann so gerächt, daß er ihn ~~dann~~ 1941 an eine aussichtslose Stelle gestellt hatte - nachträglich hat er noch das Ritterkreuz gekriegt. Das sind so ~~die~~ Schicksale, ~~wissen Sie~~. Das war gar nicht so eindeutig: Du warst ein Lump und ein Nazi, und du warst Gegner und anständig. Da gab es in der eigenen Brust Verwandlungen und Entwicklungen und schmerzhafteste Prozesse.

→ Dann hatten wir einen NSFO - naiv, so daß es am besten war, wenn er schwieg. Da war gar keine Gefahr, daß er irgendetwas paralyisierte, was ich als Pastor sagte. Schwieriger war schon, daß es eine Reihe von Offizieren gab, die fanatischer wurden, je länger der Krieg dauerte, weil sie sich mit der Sache des Nationalsozialismus identifizierten. Man muß das verstehen: Sie haben sich identifiziert, weil sie sich ~~dafür~~ verantwortlich fühlten. Gerade, weil sie spürten, daß etwas Unrechtes bei dem Ganzen war, wurden sie immer fanatischer. ~~Ich habe einen Freund gehabt, der ein richtiger "Hitlerjunge Quecks" war. Er verstand sich als Christ. Sein ganzes Leben sah er voll Dankbarkeit an. Was ihm begegnete, konnte er positiv nehmen. Nach einer schweren Verwundung kam er ins Führerhauptquartier, obwohl er ein noch sehr junger Offizier war, und kam wie verwandelt zurück. Er sagte mir dann: "Du hast mir 'mal~~

48

49.

50

51

52

~~das Neue Testament geschenkt. Ich habe es ins Feuer geworfen und verbrannt. Ich will mit euch nichts mehr zu tun haben. Ihr seid zu keinem totalen Einsatz fähig, und darum verlieren wir den Krieg." Zwei Monate später ist er durch einen Volltreffer auf seinen Bunker gefallen. Mit dieser ungelösten Aussage ist er dann vor Gott getreten.~~
Und Das ist, wenn Sie so wollen, von den meisten zu sagen: Sie waren unfertig. Die Lösung ist hier in dieser Welt nicht zu finden.

B: Sind Sie einmal in eine Situation geraten, in der Sie sich entscheiden mußten, ob Sie von der Schußwaffe Gebrauch machten oder nicht?

M-S: Ja, die Frage des Schußwaffengebrauchs ist ein bißchen heikel. Ich habe zwar immer meine Pistole dabei gehabt, sie aber nie gebraucht. Aber ich habe in Polen einmal einen Karabiner genommen. Ich fuhr mit einer schweren Kompanie durch einen Wald, und wir wurden von Schützen aus den Bäumen angegriffen. Es war eine ganz üble Situation. Da habe ich einen Karabiner genommen und habe auch mitgeschossen. Der Oberleutnant hatte einen Schuß durch den Oberarm gekriegt. Ich habe dann die Sache in die Hand genommen und für den Augenblick den militärischen Führer gespielt. Dann habe ich einen Panjewagen besorgt, damit er abtransportiert werden konnte. Das ist das einzige Mal. ~~W~~ wobei ich kein ganz gutes Gewissen habe. An und für sich sollte man sich ja doch daran halten, daß man als Pastor aus diesem Kriegsgeschehen heraus ^o ist. Auf der anderen Seite war es ja nicht nur Notwehr sondern auch Hilfe für die anderen in dieser verdammten Situation, die mir nach dem Krieg noch manchmal im Traum erschienen ist. Neben der Hilfe für die Kameraden war es sicher aber auch so, daß ich einfach Schiß um das eigene Leben hatte, obwohl ich eigentlich in Polen und in Frankreich keine Angst gehabt habe, sondern mehr neugierig war, wie das wohl wäre, wenn man da "einen verpaßt kriegte". Erst ~~A~~ als der Krieg mit Unrecht verbunden war, ist mir das Nach-Vorne-Gehen oft sehr schwer gefallen. Ich hab's gemacht, weil ich bei den Kameraden sein wollte, ~~aber es ist mir sehr schwergefallen.~~ Das war vielleicht auch ein gewisser Unterschied zu meinem katholischen Kollegen, der das weniger tat, der sich meist beim Hauptverbandplatz und bei den Stäben aufhielt, was ich gar nicht tadeln will. Er war ein phantastischer Redner, hatte unglaublich Kraft, im Augenblick mitreißend zu reden, ~~was~~ freilich mehr Propaganda und Überhöhung des Daseins ~~war~~ als Evangelium. ~~Aber er sagte oben: "Das brauche ich auch gar nicht. Evangelium, das ist für mich die Messe. Den Leib Christi austeilen, das ist für mich das Evangelium. Das andere ist sozusagen eine Einladung, da kann ich ruhig ein bißchen klingeln."~~

→ B: Ich schlage vor, daß wir noch etwas über Ihr Verhältnis zum katholischen Kollegen sprechen.

M-S: Ich habe während des Polenfeldzugs einen anderen Kollegen gehabt als danach. Ich habe ein gutes Verhältnis zu dem Pfälzer Pfarrer gehabt, den ich eben schon geschildert habe. Ich konnte ihn schätzen, und ich konnte auch verstehen, daß er zögernd war gegenüber den interkonfessionellen Geschichten, die eine gewisse Er^ewichtung

in Richtung auf Deutschchristentum nahelegten. Das habe ich gut verstanden, und wir haben im wesentlichen auch keine interkonfessionellen Gottesdienste gemacht, sondern jeder hat seinen gehalten. Ab und zu, so vor einem Einsatz freilich, war es so, daß kompanieweise der Gottesdienst gehalten wurde, entweder von ihm oder von mir. Und das war dann vielleicht auch der Situation angemessen, wobei ich sagen muß: Es war für ihn oft schwerer als für mich, weil es zu sicher 80 % eine evangelische Division war, ~~so daß er den Vorteil der Diaspora hatte.~~ Er hatte sehr gute Leute, besonders unter den Sanitätsoffizieren war eine Reihe von sehr guten Katholiken, mit denen er sehr gut zusammenarbeiten konnte. Er war ein Mann, der das Leben liebte und fromm war.

Haus - Rudolf Hülles-Schorfe
Vortrag, gehalten im Feb. 1982

S Kurz vor dem Kriege kaufte ich mir eine Senfkornbibel. Ich besitze sie noch und benutze sie. Ich schrieb meinen Namen ein und ein Wort, das Friedrich-Wilhelm I. seinen Feldpredigern als Devise gegeben hatte:

"Predige er Christus; alles andere sind Narrensposen."

Das sollte auch für mich die Richtschnur sein in meinem Dienst als aktiver Wehrmachtpfarrer. Ich verstand diesen Satz zunächst auch ganz im Sinn der präbisch-protestantischen Tradition, aus der heraus er formuliert war. Der Soldatenkönig war von dem Glauben durchdrungen, daß jeder Mensch ein Sünder ist und allein Christus ihn erlösen kann. Im Dienst für das größere Ganze kann jedermann anfangen, sich selbst los zu werden. Er bleibt aber im Zusammenhang der Sünde und geht dem ewigen Leben entgegen, in dem die Zweideutigkeit dieses Lebens überwunden ist. Das war auch mein Standpunkt. Ich hatte ihn in meiner Habilitationsschrift "Preußentum und Protestantismus" historisch und systematisch entfaltet. Die Arbeit war dann von der Reichsprüfungsstelle für NS-Schrifttum abgelehnt worden; sie durfte nicht gedruckt werden. Aber in der Wehrmacht, ^{- Seelsorge} so schien mir, war Platz für mich mit dieser Grundhaltung. Der Feldebischof D. Dohrmann ermunterte mich und nahm mich in den Kreis der aktiven Wehrmachtpfarrer auf. Am 16. Februar 1939 meldete ich mich - von Tübingen herkommend, wo ich der letzte Assistent von Karl Heim ^{gewesen} war, - beim Standortkommandanten in Jena. Wohin mich der Weg führen würde, das ahnte ich nicht. Mein Richtpunkt war Christus und sein Kreuz. Ich bejahte die Selbstbehauptung des Volkes; ich sah den Totalitarismus als die eigentliche Front meines Dienstes an. Ich meinte, den Soldaten in dieser doppelten

Weise ansprechen zu können: Zum Ernstnehmen des irdischen Dienstes auf dem Weg zur Ewigkeit, zum Erkennen Christi als des Sohnes Gottes, an dem sich die Geister scheiden und die Welt Welt wird.

Ich bin kein Prophet gewesen; ich habe politisch-militärisch erst vom Herbst 1941 an deutlich gesehen, in welches Geschick wir eingetreten waren. Was mir an Klarheit, auch auszusprechen, gegeben war, gewann ich aus dem ^{Gebet} Umgang mit dem Wort ~~im Gebet~~ und in der Aufgabe, es auszulegen. Nicht ich erhellte die Situation, sondern das Wort Christi und das Bekenntnis zu ihm schuf Klarheit, schenkte Gewißheit in der Dunkelheit, trieb in die Auseinandersetzung mit dem Geist der Hybris und des Unglaubens hinein.

Drei Phasen kann ich auf meinem Weg in meiner Division unterschei-

1. den. Der Einsatz in Polen und in Frankreich stand unter dem Vorzeichen der Bewährung: Wir wollten die Erfahrung ^{des} ~~im~~ Ernstfall^{es} bestehen; das Volk sollte das Trauma der Niederlage von 1918 überwin-
2. den. - Dann kam die Phase der Flaute; nach dem Sieg in Frankreich hielt alles den Atem an; können wir zum Alltag im Frieden zurückkehren und dann in ihm die geistigen Auseinandersetzungen fortsetzen oder beginnt eine größere Auseinandersetzung auf dem Feld der Welt-
3. geschichte. Die dritte Phase umfaßt die Zeit vom Beginn des Rußlandfeldzuges bis zur Kapitulation und Gefangenschaft. Die Situation des verdeckten Schach: Indem wir in die Auseinandersetzung mit Rußland eintraten, griffen wir ein System ohne Religion und vom Kollektivismus bestimmt an und deckten in diesem Kampf doch zugleich auf, daß unsere Politik von dem gleichen Muster geprägt war, das wir in dem Feind bekämpften.

Die Themen meiner sogenannten "Kasernenstunden" können diese Phasen dokumentieren:

- Kasernenstunden*
KS
- ① vor dem Krieg, in dem halben Jahr der Vorbereitung, stand die

Auseinandersetzung um den christlichen Glauben als Fundament des Lebens im Mittelpunkt. Themen waren:

Völkischer Glaube oder Christentum?

Unser Glaube:

Dogma - Kreuz Christi - Bibel; Gottes Wort?

Der Glaube des Soldaten:

Pflicht - Eid - Ernstfall - Mädchen

Nach Polen bis zum Frankreichfeldzug ging es um die Verarbeitung der Erfahrungen im Einsatz. Die Themen hießen:

Das feste Herz

Zwischen Bewährung und neuer Probe

Der Ernstfall

Heimat (Mutter und Frau)

- ② Die Phase der 'Flaute' bis zum Rußlandfeldzug zeichnet sich deutlich in den Themen ab. Sie behandeln die Glaubensgeschichte von Frankreich und England; sie versuchen sich in Geschichtsphilosophien; sie wollen Wege nach innen zeigen:

2000 Jahre Paris

Johanna von Orleans

Glaubensgeschichte Frankreichs

Tod und Leben in französischer Sicht

Englische Frömmigkeit

Selig sind die Friedfertigen

Schicksal, Schuld, Gerechtigkeit

Ist Deine Beziehung zur Heimat in Ordnung?

Atemholen der Seele

- ③ Mit dem Rußlandkrieg - die dritte Phase - begann die gegenläufige Auseinandersetzung: Die Begegnung mit Rußland im Kriege forderte dazu heraus, den Gegensatz zu bestimmen und im Gegenbild den eigenen Totalitarismus und steigenden Atheismus zu erkennen. Dabei wird diese Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen ausgetragen: anders redete ich zu den neu hinzukommenden Soldaten, anders zu den alten; auch anders zu den Unterführern als zu den Offizieren

und den Kommandeuren. So sahen die Themen aus:

Rußland und das Christentum
Sowjetstern - Hakenkreuz - Christuskreuz
"Halbzeit" (Sept. 1941)
Das Geheimnis des russischen Menschen
Das Geheimnis des deutschen Menschen
Von der Nachtseite des Krieges
Der Glaube des Soldaten im 2. Weltkrieg
Haltlos, Haltung, Halt
Stille, Besinnung, Gebet

Im ganzen trat die "Unterrichtung" zurück. Wichtiger wurden die Gespräche im kleinen Kreis. Und ins Zentrum trat vollends der Gottesdienst (mit dem Abendmahl). Ich werde davon noch sprechen.

Diese meine Einstellung bestimmte im Wandel der Erfahrung meine Lebens- und Arbeitsweise in der Division.

Ausgangspunkt war vor dem Polenfeldzug eine Art streitbarer Konfrontation gewesen. Ich kam in ein mir fremdes Gelände. Die Aufgabe des Soldaten bejahte ich; ich wurde auch von der Mehrzahl der Kommandeure und Offiziere, aber auch der Unteroffiziere freundlich und wohl aufgenommen. Vor allem zu einer Reihe von jungen Offizieren fand ich schnell ein herzliches Verhältnis. Der Akzent meiner Tätigkeit lag damals auf der Auseinandersetzung; es ging um den Kampf gegen die völkische Weltanschauung. Dafür fand ich bei den älteren Offizieren und bei den langedienten Soldaten viel Sympathie und Unterstützung. Freilich war die Auseinandersetzung z.T. lebhaft, vor allem bei den Nachrichten-Einheiten mit überwiegend Abiturienten als Soldaten und bei der Luftwaffenschule in Rudolstadt. In einigen Fällen kam ein ausgesprochen feindlicher Ton auf, freilich gemildert durch die damals noch selbstverständlichen Umgangsformen.

Als der Einsatz gegen Polen begann, begab ich mich zu einer Kompani

des Schützen-Regiments 7 (Jena-Saalfeld). Und das aus zwei Gründen. Einmal war ich für mich selbst neugierig, wie ich mich im Ernstfall bewähren würde. Und dann: ich konnte das Vertrauen der Kameraden nur erwerben, wenn ich auch ihre Gefahren teilte. Diese Einstellung habe ich durchgehalten bis zum Ende. Sie hat mir viel Achtung und Liebe eingebracht und, so meine ich, es auch menschlich ermöglicht, meine Botschaft zu sagen. Ich muß zugleich aber bekennen, daß mir ^{es} diese Frontnähe später sehr schwer gefallen ist, durchzuhalten. Denn ich sah die Sinnlosigkeit des Einsatzes und daß wir dabei waren, über uns selbst das Gericht herbeizuführen. Nur nebenbei will ich erwähnen, weil es zum Bild dazu gehört, daß ich nach dem Polenfeldzug das EK II. als Anerkennung für meinen Einsatz und im Frühjahr 1942 für das Bergen von Verwundeten das EK I. verliehen bekam.

Naturgemäß hingen die äußeren Möglichkeiten meines Dienstes sehr von den Kommandeuren der Division und der einzelnen Truppenteile ab. Zwar konnte auch ein positives Verhältnis zu einem Feldwebel manche Tür öffnen. Aber die Struktur der Verbände war doch von oben her anzugehen.

Verschieden war die Einstellung der Divisionskommandeure und entsprechend die Freiheit, die sie dem Divisionspfarrer gaben. Ich kann sie jeweils mit einer Anekdote charakterisieren. General Stumme führte die Division bis nach dem Polenfeldzug. Er war ein frommer Mann. Als ich ihn nach meinem ersten Gottesdienst in Gera dienstlich aufsuchte, musterte er mich kritisch mit seinem Einglas und fragte: Sagen Sie, sind Sie Deutscher Christ? Ich verwahrte mich gegen diesen Verdacht und fragte, wie er dazu käme. Er antwortete: Weil Sie erst im zweiten Teil Ihrer Predigt von Christus gesprochen haben. Ich erklärte ihm dann: Die Soldaten hätten zum

großen Teil gar kein Verhältnis mehr zum christlichen Glauben, also müßte ich sie erst heranzuführen, vorbereiten, um dann von Christus zu sprechen. Stumme akzeptierte das ^{mit den Worten} ~~Er sagte~~: Ah, Sie sind ein großer Taktiker. - Mit diesem General, der dem Alter nach mein Vater hätte sein können, habe ich alles bereden können, was meinen Dienst betraf.

Anders der nächste Kommandeur: Erwin Rommel. Er kam aus dem Führerhauptquartier, war ganz auf das 3. Reich eingestellt ^{schworen}. Von der Wehrmachtseelsorge hielt er nicht viel. Er befahl: Keine Kasernenstunde vor Dienstschluß, also vor 18 Uhr. Da ich etwa 100 Einheiten in der Division zu bedienen hätte, war das eine tödliche Reduzierung. Da halfen mir die Kommandeure der Regimenter und Abteilungen. Sie sagten: Wenn Sie kommen wollen, dann ist bei uns schon um 14 Uhr Dienstschluß. So unterliefen sie den Befehl des neuen Kommandeurs. Sie müssen bedenken: Er lebte damals noch von der Repetition seiner sagenhaften Erfolge an der italienischen Front im 1. Weltkrieg. Seinen neuen Ruhm begründete er erst mit unserer 7. Panzer-Division im Frankreichfeldzug. Und bezeichnend genug: Nach dem Einsatz ließ Rommel mir alle Freiheit. Er erklärte dem Adjutanten, der sich darüber wunderte: Der Müller war mit vorn; er kann nun frei arbeiten. Dabei war damals bei Rommel von kritischer Haltung gegenüber dem Führer noch nichts zu spüren. Wenn ich beim gemeinsamen Essen im Stabe mich zu kritischen Bemerkungen verstieg, verwies er mich: Halten Sie den Mund, Pfarrer, davon verstehen Sie nichts! Sie wissen, daß Rommel dann viel gelernt hat und für seine Überzeugungen auch umgebracht worden ist.

Vor dem Rußlandkrieg übernahm General Freiherr von Funk unsere Division. Er war der letzte Adjutant von Fritsch gewesen, stand ablehnend zum 3. Reich. Er war ein Skeptiker von Natur und aus

Intelligenz. Als ich im September 1941 beim Vortrag ihm eine Lese-
frucht aus Clausewitz "Vom Kriege" vorlas, wo es im Hinblick auf
Napoleons Rußlandkrieg heißt: "Je tiefer man in dieses Land ein-
dringt, umso schlimmer wird der Rückschlag (was man füglich vorher
hätte wissen dürfen)." ⁹ Funck schaute mich von der Seite her an
und sagte nur: "So, wissen Sie's auch schon?" Da war zwischen uns
alles klar. Dieser General hielt nicht viel von der Kirche, er
kam kaum zum Gottesdienst. Aber er legte meiner Tätigkeit auch
nichts in den Weg. Er selbst wurde von Hitler 1944 als Corpskom-
mandeur abgelöst. 1945 von den Russen in Berlin verhaftet, wo er
sich auf der Kommandantur gemeldet hatte, verbrachte er 10 Jahre
in russischer Gefangenschaft.

Kürzere Zeit führte General Hasso von Manteuffel unsere Division.
Er war gleich nach dem Frankreichfeldzug zu uns gekommen, hatte auch
ein Bataillon, dann ein Regiment geführt. Er war immer ein fürsorgli-
cher Kommandeur. Der Dienst des Pfarrers war selbstverständlich.
Es kam zu einer Trübung unseres ausgezeichneten Verhältnisses über
einer Exekution. Im Januar 1943 war ein Mann auf Feldwache nachts
eingeschlafen. Russen drangen bei ihm ein. Er wachte auf, ver-
hielt sich aber still, als die Feinde einen Unteroffizier abführten.
Der Divisionskommandeur kam dahinter, wollte den Mann gleich er-
schießen lassen. Der mitgekommene Divisionsrichter aber erkannte auf
eine milde Strafe. Manteuffel hob das Urteil auf; der Ertappte wurde
erschossen. Darüber kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen mei-
nem General und mir. Ich hielt ihm entgegen: "Es gibt nicht zweier-
lei Recht in der Division." Noch nach dem Krieg haben wir darüber
korrespondiert und geredet. Ich hielt es für meine Pflicht, ihn
auf seine Verantwortung vor Gott für dieses Leben aufmerksam zu
machen. Daß 1961 ein Schwurgericht in Düsseldorf Manteuffel
mit 18 Monaten Gefängnis bestrafte, habe ich damals wie heute für
falsch gehalten. Aber mit meinem General kam ich persönlich zu kei-
nem Ende. Er ist gestorben. Doch

diese Differenz wurde zwischen meinem General und mir nicht bereinigt. Sie bedrückt mich bis heute.

Der letzte Kommandeur unserer Division war ein reaktivierter Zahnarzt, Dr. Mauss. Er übernahm im Februar 1944 die Führung. Er war vielleicht am ehesten ein Nationalsozialist zu nennen. Aber ich hatte sein Vertrauen. Und er hatte ein Herz. Dafür ein Beispiel. Im März war unsere Division mit zwei anderen auf den OXHöfer Kempen nördlich von Gotenhafen eingekesselt. Eines Tages traf ich den General, wie er den SPW besteigen wollte. Auf meine Frage, wie es ihm gehe, antwortete er: "Schlecht. Ich kann nicht mehr. Ich sehe nicht nur, daß wir den Krieg verlieren, ich sehe auch die Hybris. Ich war eben beim kommandierenden General von Kessel und habe meinen Posten zur Verfügung gestellt ... Aber er hat nur gesagt: 'Ich denke wie Sie; wir können **aber** unsere Soldaten in dieser Situation nicht ohne Führung lassen.'" - Kurz danach wurde dem General von einem Granatwerfersplitter das rechte Bein abgerissen. Ich suchte ihn sofort im Torpedobunker in Gotenhafen auf, wohin er gebracht war. Er empfing mich: "Pfarrer, Gott hat mir geholfen." Auf meine entsetzte Entgegnung: "Aber, Herr General, das Bein ist ab." erwiderte er: "Ich konnte doch nicht mehr, jetzt brauch ich auch nicht mehr." Diese Szene ist bezeichnend genug: Wer spricht heute von den Bedrückungen, die über die leitenden Militärs verhängt waren. Da ging es nicht nur um Sieg oder Niederlage - wie Günter Grass mit seiner Figur von General ^{Krings} ~~Kraus~~ suggerieren möchte -, sondern um die Unruhe, ja ^{die} ~~Gewißheit~~, daß dieser Kampf Unrecht sei. ^{ih} ^{verwickelt}

Wichtiger war für den Dienst mein Verhältnis zu den Kommandeuren der Regimenter und Abteilungen. Ich hielt mich ja sehr selten beim Divisionsstab oder gar seiner Quartier-Abteilung auf, sondern wechselte von Regiment zu Regiment, von Abteilung zu Abteilung.

Da verband mich bald mit den meisten Herren eine aufrichtige Kameradschaft. Sie hatte ihre Basis in 2 Dingen. Einmal in der Lebensart der Offiziere, die natürlich bei den älteren Kommandeuren noch ausgeprägter war als bei den Jüngeren, den anderen als Person zu ehren, die Form als ein Element zu handhaben, das es erlaubte, einander Freiheit, auch Gedankenfreiheit, zu gewähren. Und dann das gemeinsame Erleben im Einsatz. Da wußte man, daß man sich aufeinander verlassen konnte. Man erlebte auch die schwachen Augenblicke. Man stand füreinander ein. Das schuf feste Bindungen, auch Freundschaften. Und der Tod eines jeden dieser Männer oder Herren machte mich ärmer.

Unter diesen Voraussetzungen standen dann auch die religiösen Beziehungen und Auseinandersetzungen. Es gab da alle Schattierungen. Manche hatten ihren alten Glauben und die kirchliche Bindung bewahrt; für diese war die Erkenntnis vom totalitären Staat und vom totalen Krieg schwer zu verkraften. Rußland als atheisticem Staat gegenüber wollten sie allemal recht behalten; sie entsetzten sich später vor der Konsequenz der Maßlosigkeit.

Natürlich gab es auch pragmatische Naturen, mit und ohne Ehrgeiz; für sie war der Krieg eine Art Natur-Datum; sie bewegten sich in dem ihnen gemäßen Element. Unter den jüngeren Kommandeuren war der Einfluß der NS-Weltanschauung spürbar. Die erste Begegnung war ^{dann meist} zurückhaltend. Oft brauchte es lang, bis - etwa in Gefechtpausen oder langen unruhigen Nächten - die NS-Dogmatik aufbrach und der Mensch in seinem Widerspruch erkennbar wurde. Ich habe es aber nur einmal erlebt, daß ein junger Kommandeur mir den offenen Kampf ansagte: Wir wollen keinen Gott; wir bestimmen über das Leben der Völker selbst.

Freilich gelang es nur teilweise, im Zusammenleben und Gespräch ^{beider} und Verarbeitung der Erfahrungen weiterzukommen. Man mußte bei viel Offizieren den Eindruck haben, daß sie ^{nicht} sich das Ausmaß der Problematik nicht eingestehen und gleichzeitig befehlen und ~~sich mit der Sache im Einsatz identifizieren~~ konnten. Darum verdrängten sie ihre Fragen und ließen Gespräche in dieser Richtung nicht laufen. Ich erinnere mich an eine Reihe von Kommandeuren, denen ich dadurch entfremdete, daß ich sie in eine Erörterung der Problematik hineinziehen wollte. Es blieb dann bei der alten Unterscheidung zwischen dem Gott des persönlichen Lebens und dem verborgenen Verhängnis, das den Namen Hitler trug.

An dieser Stelle war das Gespräch mit vielen jungen Offizieren offener und fruchtbarer. Mindestens (spätestens) seit dem Krieg gegen Rußland wurde ihnen das Weltbild des NS fraglich: Der Kommissarbefehl, der Wahnsinn des totalen Krieges, die wachsende Zerstörung der Heimat, die verfehlte Kriegführung durch den obersten Kriegsherrn, aber auch Erfahrungen mit sich selbst, die Frage nach Gott, nach der Verfälschung des deutschen Wesens trieben ins Fragen hinein. Das endete dann ~~entweder~~ in radikaler Absage an das Christentum oder in einer Herrenmenschen-Attitüde, in Stoizismus oder Verzweiflung, aber auch in tiefer Glaubenserkenntnis. Dabei waren meiner Erfahrung nach die Katholiken radikaler in ihrer Ablehnung, aber auch fundamentaler in ihrem Bekenntnis. So entstanden christliche Zellen in den Einheiten. Wir kannten einander. Und der Pfarrer machte sie einander bekannt.

Über dem allen darf nicht übersehen werden, daß der Pastor ein einsamer Vogel war. Der katholische Kollege, ein hervorragender Redner, legte alles Gewicht auf die Messe. Da war er leicht aus dem Schneider; der Vollzug war entscheidend. Ich dagegen empfand

bei jedem Gottesdienst, daß ich meinen Kameraden die Wahrheit schuldig war: Gottes Wort als Trost für den Sünder. Da lag dann der Akzent auf dem Trost des Evangeliums im Einsatz, angesichts des Todes. Der Ernst der geschichtlichen Stunde wurde durch den Eingangsspruch angedeutet und vom Text her angesprochen. Von Christus her, der für die Sünden aller Menschen, auch unseres Volkes, gestorben war, fiel das Licht auf die Situation. Dagegen wurde Widerspruch vor allem bei Bestattungen laut. Viele ertrugen es nicht, daß nicht vom Tod für den Führer die Rede war, sondern vom Treten vor Gottes Angesicht. Allerdings, je länger der Krieg dauerte, umso deutlicher mischten sich auch ~~Warnungen~~ und Gerichtsankündigungen in meine Predigt. Aus dem Ruf zum Glauben und zur Demut vor Gott wurde der Hinweis auf Gottes Heimsuchungen und Gerichte. Als ich mich mit den Kriegsreden des Feldbischofs D. Dohrmann jüngst beschäftigte fand ich bei ihm ab 1943 verwandte Klänge.

B
P Ich habe Konzepte meiner Predigten gerettet. Die Texte, oft freige wählt, kennzeichnen die Situation. Ich gehe sie durch, indem ich mich an die Gleiderung halte, die ich ^{in Erörterung der} ~~den~~ Kasernenstunden zugrunde legte.

Vorweg eine Richtungsanzeige sozusagen: die Predigt, die ich 1935 zum Heldengedenktag als Vikar im Harz hielt, die mir damals eine Beschwerde beim Kreisleiter einbrachte. Text war: Deutr. 32_{7a}: Gedenke der vorigen Zeiten. Ich führte aus: Ein Held ist charakterisiert durch: Erfahrung, daß der Krieg alles Unechte zerschlägt; er zeigt, was echt ist, er fordert letzte Bewährung. Aber unser Volk hat die Prüfung nicht bestanden. Es hat nicht erkannt, daß Krieg eine Geißel über die ^{Die Soldaten} ~~Sünde~~ der Menschheit ist. ~~Sie~~ flüchteten in Stumpfheit und Verrat. Das ist kein Schimpf über sie. Vor Gottes

Angesicht fragen wir, was er uns durch ihr Verhalten zu sagen hat. Wer Gottes Hand nicht ergreift, dem fehlt die letzte Bewährung. Das heute die Chance: Rückkehr zu Gott. —

In diese Richtung haben damals auch Dibelius und Niemöller z.B. gesprochen. Krieg ist Gericht, Anlaß zur Umkehr, zum Glauben. Die Aufgabe der Verkündigung ist: Ruf zur Buße.

Nun die Zeit vom 1. September 1939 bis Ende Juni 1940. Bestimmend sind die Feste der Kirche, die großen Texte dazu. ^{für} Auch die Passionszeit 1940 folgt ^{ich} der kirchlichen Ordnung der Texte. Weihnachten 1939: Gott kommt in das Dunkel menschlicher Verlorenheit. Neujahr 1940: Christus ist - gegen den Augenschein - Herr der Zeiten. Passion: Jes. 53, Hebräer-Texte: Jesus stirbt an unseren Sünden. Ostern: Auferstehung, begründet in Gottes Kraft und dem Wort der Schrift. Bezeichnend ist ein Ansprache zu Hitlers Geburtstag. Ich zitiere die Berufung Hitlers auf Gott und ziehe die Konsequenz: Ob wir Masse sind oder Volk, liegt an der Frage, ob wir auf Gott als unserem Herrn blicken oder nicht.

Diese Predigten - und die liturgischen Stücke - leben von dem Zeugnis, daß Jesus Christus für unsere Sünden gestorben ist und darum die entscheidende Frage ist, ob wir glauben oder in uns selbst und den Kräften der Welt versinken. Die Problematik des Krieges bleibt insofern verdeckt, als der Einsatz im sündigen Zusammenhang der Völker relativiert wird.

Dieser Ton hält sich in der 2. Phase: Frankreichfeldzug bis zum Krieg gegen Rußland, durch. Das Leben wird als Heimsuchung Gottes verstanden (Röm. 11³³⁻³⁶). In den Versuchungen der ^{verhaltenen Zeit nach dem} ~~hesitation~~ ^{die über} ~~Frankreich~~ treten wir vor den, der die Versuchung für uns bestanden hat (Luk. 4₄). Schicksalstrotz oder Demut lautet die Alternative. Noch kann der Krieg als ein Mittel verstanden werden, den Frieden zu schaffen.

Die Augen sind gehalten. Die Predigt lebt von der Verkündigung dessen, der für die Sünden der Welt gestorben ist. So werden mit den vorgeschriebenen Texten vor allem nach dem Sieg über Frankreich die Worte des Evangeliums ausgestreut.

Die dritte Phase, die Zeit vom Beginn des Rußlandkrieges, ^{an} kann ich zunächst mit 2 Zitaten charakterisieren. Sie stammen aus meinem Tagebuch. Am 14. Juni, kurz vor Beginn des Einbruchs in Rußland, schrieb ich:

Wann es losgeht, ist noch nicht heraus. Gestern besuchte ich Major Riederer. Und hatte ein gutes Gespräch mit ihm. Abends aße Dieter Fiechtner und ich mit zwei Männern vom NSFK zusammen in unserer Küche. Die Rede ging natürlich um die Politik. Es fiel der Ausdruck: Alle 50 Jahre ein Krieg, dann stehen wir in 1000 Jahren am Ural. - Die Leute haben alle den Blick für die Wirklichkeit verloren und sind besoffen von dem Heil unserer ~~geschichtlichen~~ geschichtlichen Stunde, die wir erleben. Sie teilen die Länder Europas auf wie einen Kuchen. Vielleicht entstehen wirklich die vereinigten Staaten von Europa. Es darf schon nicht mehr vom Dritten Reich geredet werden, sondern es soll vom Großgermanischen Reich die Rede gehen. In diesen Gedanken und unter diesen Menschen fühle ich mich fremd und alleine. Nicht daß ich nicht die Größe unserer Stunde sehe. Aber ein Machtstaat ist nicht ein deutsches Ziel. Wir dachten alle an einen Volksstaat, an eine Nation. Wie wandelbar ist das alles.

Das 2. Zitat ist das Motto, das ich am 13. August einem neuen Tagebuchband vorangestellt habe:

"Fürchtet Gott und gebet Ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichtes ist gekommen." Offenb. 14₇

"Denn worin er gelitten hat und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden." Hebr. 2₁₈

Diese beiden Notizen können andeuten, in welche Auseinandersetzungen ein Pastor mit dem Krieg gegen Rußland eintrat. Nun bestimmte nicht mehr die Bereinigung des 1. Weltkrieges den Einsatz, sondern der Wille zur Macht. Ich empfand den Gang nach Rußland je länger je mehr

als Vollzug des Selbstgerichts in der Behauptung gegen Rußland. Das war allerdings kein Wissen, sondern wurde aus der Furcht vor Gott geboren. Darum mischt sich im Tagebuch der Wunsch, daß wir siegen, den Frieden gewinnen möchten, mit der Furcht vor Gottes Gericht. (cf. auch Zitat Clausewitz 3.II.42)

Aufzeichnungen für die Predigten finde ich erst wieder aus dem Dezember 41, dem großen Umschlag des Krieges vor Moskau. Wir sind zurückgeworfen auf die nackte Existenz. Weihnachten lege ich Joh. 8₁₂ aus: Das Licht in der Finsternis. Im Januar 42 wird zum ersten Mal die Grenze der Kameradschaft deutlich. Dazu kommen neue Erfahrungen in unserer Kampfführung: Wir verbrennen die Dörfer, aus denen wir zurückweichen. Die Zivilisten treiben wir nach Osten, dem Feind entgegen. Das Gewissen fragt: Und wenn das alles auf uns zurückschlägt!

Die Predigten sprechen vom Geborgensein in Christi Liebe, Röm. 31-39. Aber auch von Gottes Zorn: Er greift nicht ein, sondern überläßt den Menschen sich selbst. (cf. Tagebuch 11. Jan. 42) Die innere Dunkelheit ist groß: Der Schlaf der Jünger in Getsemane (Luk. 22₃₉₋₄₀) wird ausgelegt: Jesus wacht, die Jünger verfallen vor Traurigkeit in Schlaf.

Wichtiger noch ist, daß ich in diesen Monaten mit meinen Kameraden und für sie das Abendmahl entdeckte: Als Erfahrung der Nähe des Herrn, wo das Wort erstirbt, als Wegzehrung und Vergewisserung, daß wir in dem allen nicht verlassen sind. Die Erfahrungen reichen tief, führen in Abgründe. Im März 1942 mußte ich - nach einem Verhör von Partisanen und ihrer Erschießung - im Tagebuch vermerken:

Was ist der Mensch? Was ist mit Christus? Schaffte er darin keinen Wandel? Und welchen? Und warum nicht die Machtergreifung nach der Auferstehung? Sitzend zur Rechten Gottes? - "Wäre Christus nicht auferstanden, so seid ihr noch in euren Sünden." Ja, sind wir es

→ Bilder
(Tagebuch)

G

denn nicht? Trotz Auferstehung? Wer kann sich aus dem Netz der Sünde lösen, das die Welt umzieht? Gott behüte unsere Seele und helfe uns zur Klarheit.

Teilhard de Chardin läßt einen Freund 1916 bei Douaumont über der Kommunion sprechen:

"Deshalb verwirrt selbst der Krieg mich nicht. In einigen Tagen werden wir hinausgeschickt, um Douaumont zurückzugewinnen - eine großartige und fast phantastische Geste, durch die ein endgültiger Fortschritt der Welt in der Befreiung der Seelen gekennzeichnet und symbolisiert werden wird. - Ich sage es Ihnen. Ich werde in diese Sache mit religiöser Haltung hineingehen, mit meiner ganzen Seele, getragen von einem einzigen großen Schwung, und ich bin unfähig zu unterscheiden, wo in ihm die menschliche Leidenschaft aufhört, wo die Anbetung beginnt.

...Und wenn ich von dort oben nicht wieder herunterkommen sollte, so möchte ich, daß mein Leib in den Lehm der Forts hineingeknetet bleibt als ein lebendiger Zement, der von Gott zwischen die Steine der Neuen Stadt geworfen wurde."

So sprach zu mir, an einem Oktoberabend, mein vielgeliebter Freund - er, dessen Seele instinktiv mit dem einzigen Leben der Dinge kommunizierte und dessen Leib jetzt, so wie er es wünschte, irgendwo bei Thiaumont in wleder Erde ruht.

Geschrieben vor dem Gefecht von Douaumont (Nant-le-Grand, 14. Oktober 1916) "

Von dieser Einschätzung des Opfers im Kriege war (und bin) ich weit entfernt. Ich ~~war~~ ^{bin} erdrückt von dem Zusammenhang von Sünde und Gericht und hielt mich mit meinen Kameraden an die Stellvertretung der göttlichen Liebe, die das Erstarren des Herzens allein durch ihre Nähe verhinderte.

Als wir im Mai 1942 aus der Front herausgelöst und nach Südfrankreich verlegt werden, bleibt das Heilige Mahl das Zentrum des Gottesdienstes^{bestehen}. Die Predigten führen zu Stille und Gebet; sie weisen auf den Glauben "Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht". Weihnachten 1942 ^{sind wir} auf dem Weg nach Rußland, um Stalingrad zu entsetzen. ~~ist~~ Der Inhalt der Predigt: "Wir möchten aus dem Dreck 'raus. Jesus

kommt in unseren Dreck 'rein.' Ostern 43 predige ich über Phil 3₂₀:
„Unser Wandel ist im Himmel.“

Meine späteren Predigten sind verloren gegangen. Nur die Tagebücher reichen noch bis zum März 1944. Meine Quelle könnten mir noch die Briefe sein, die ich nach Hause schrieb zu den Eltern und an meine Verlobte. Erst aus dem Gefangenenlager habe ich wieder Predigt-Konzentrate, die ausweisen können, wie wir von Gottes Wort her versuchten zu dklunieren, was Gott uns zu sagen hatte.

Ich versuche in diesem Referat mein eigener Chronist zu sein. Die Perspektive der Aufzeichnungen aus dem Augenblick ist ja eine andere als die der Erinnerung. Wer aus dem Rathaus kommt, ist klüger.

Die Situation selbst gab keine Klärung her, sondern ließ die Zusammenhänge verdeckt. Das Wort eröffnete nicht den Blick ins Morgen, sondern stellte die Wirklichkeit in den Widerspruch von Sünde (nicht nur des Einzelnen, sondern der Gemeinschaft) und Gnade. In dieser Kreuzung stand Christus.

LAZ Diese Erfahrung bestimmte auch den Umgang mit den Verwundeten und Sterbenden. Ich habe mich häufig um verwundete Kameraden gekümmert. Der Gang zum Hauptverbandplatz war mir oft ein Angang. Aber oft, meist war ich der Getröstete. Wieviel Ergebung in Gottes Willen, wieviel Glauben habe ich da angetroffen. Noch waren die meisten Soldaten - auch aus unserer teils thüringischen, teils sächsischen Division - auf einen Bibel- und Gesangbuchvers anzusprechen. Er ruhte in der Tiefe der Erinnerung und kam dann herauf. Bis zum Winter 41/42 konnte ich auch oft an meine Predigten anknüpfen. Der Segen solcher Besuche lag für mich in einem Doppelten: Ich erfuhr die Kraft Gottes in seinem Wort; das Sterben - oft und steigend im Kriege grauenhaft anonym - gewann persönliche, menschliche Züge. Denn das Schlimmste ist ja nicht das Sterben des einzelnen, sondern

das als Material Vernichtet-und Verheiztwerden.

Der Inhalt solcher Begegnungen wäre ein eigenes Kapitel. Ich trete jetzt nicht ein in eine Erzählung.

Wichtiger ist mir in diesem Zusammenhang, noch von meinem Leben mit den jüngeren Offizieren zu erzählen. An ihnen vor allem hat mein Herz gehangen. Sie trugen nicht nur die Last des Einsatzes wie jeder Soldat, sie waren auch keine Fachleute des Krieges und von der großen Verantwortung okkupiert wie die Kommandeure. Sie lebten noch in engem Zusammenhang mit der Mannschaft, die begrenzte Verantwortung für ihren Zug, ihre Kompanie war noch personenbezogen. Oft kamen sie viel zu jung in die Verantwortung. Sie konnten auch - nach Fedor Stepuns treffender Bemerkung - das wahre Angesicht des Todes noch kaum erkennen. Darum waren sie anfällig für die Ideologie des NS; hatten auch in ihrem jungen Leben, am stärksten unter dem Einfluß der neuen Erziehung gestanden. Aber als junge Menschen waren sie - noch - idealistisch gesonnen, noch von neuen Erfahrungen zu prägen und der Frage nach dem Ganzen offen. Und sie waren - viel wenigstens - in der Lage, auch begierig, Wahrheit zu diskutieren. Sie waren für mich die offene Stelle in der Auseinandersetzung um den Weg des Volkes.

Ich war kein Spielverderber; ich wuchs mit ihnen im Einsatz als Kamerad zusammen; ich vermochte und war willens, mit ihnen zu diskutieren. Ich wußte nicht alles besser, aber ich stand für meinen Glauben. Und mit ihnen und für sie drang ich in die Erkenntnis der Schicksalszusammenhänge ein, der Problematik der Macht, der Hybris, des verdeckten Selbstgerichts. Ich habe wenige verachtet, mit vielen gestritten, manchen gewonnen für Christus. Und viele waren meine Freunde. Bis heute halten einige mein Herz besetzt.

Ich muß von einem Kleeblatt erzählen: Wir lernten uns nach dem Frankreichfeldzug bei der Panzeraufklärungs-Abteilung 7 kennen. Der eine war Sohn des Malerprofessors von Kardorff (der 1934 als einziger ^{seiner} ~~dem~~ ^{Lehrer} gestorbenen Meister Liebermann, einem Juden, die letzte Ehre gab und von Hitler sofort dafür von seiner Professur entfernt wurde). Der war schon als ich ihn kennenlernte, ein gläubiger Christ. Wir waren viel zusammen, immer mit Wesentlichem beschäftigt. Wir haben auch zu zweit das Abendmahl gefeiert. Er war bedrückt über den Weg, den wir gingen. Im Januar 1943 ist er gefallen. Der zweite war ein Junge ohne Tradition, unbefangener Nationalsozialist; er staunte über unsere problematisierenden Gespräche. Ganz unfertig war er, als er in den ersten Tagen des Rußlandkrieges fiel. Der dritte war ein Schwärmer, hinreißender Führer seiner Soldaten. Offen für alles Gute, leicht zu entflammen. Was haben wir für Gespräche geführt! Als wir drei vor dem Rußlandeinmarsch bei Professor E. Robert Curtius in Bonn, dem großen Romanisten, Patenonkel meines Freundes Kardorff, zum Kaffee geladen waren, versuchte unser Idealist den alten Herrn zum NS zu bekehren. Curtius stand auf und sagte: "Herr von S., in meinem Haus nicht! Wollen Sie bitte das Haus verlassen." Der ging ohne ein Wort der Erwiderung. Dieser große Junge und Idealist kam in tiefe innere Konflikte, als er sah, daß der Einsatz umsonst war. Er war eine Zeitlang - verwundet - zur Inspektion II abgestellt. Als er zurück kam und unsere Pz. AA übernahm - Weihnachten 1944 - war er verstört, verwandelt, verhärtet. "Ich habe das Neue Testament, das Du mir geschenkt hast, verbrannt. Ich will mit Euch Christen nichts mehr zu tun haben. Denn Eure Orientierung an Gott hindert Euch am totalen Einsatz." Er ist dann im Februar 1945 vor Gotenhafen gefallen. Bis heute traure ich nicht nur um ihn, sondern ich muß ihn

immer wieder Gottes Barmherzigkeit befehlen.

Auf diesem Hintergrund nun erscheinen für mich so manche Gestalten, so manche Situationen. Streitgespräche waren die äußere, oberste Schicht, dahinter erschienen Fragen des persönlichen Leben, Konflikte mit Vorgesetzten und Untergebenen, das Verhältnis zu Mädchen, auch einzelne Fälle von Homosexualität. Noch dahinter entwickelte sich die Frage nach dem Sinn des Krieges, die Einsicht in Schicksal und Schuld, ^{tekm} oft genährt von Erfahrungen der Grausamkeit als von Einblick in das große Welttheater. Das ging dann von totaler Ablehnung bis hin zu Nikodemus-Gesprächen.

Ich kann die Bandbreite noch an einem Text aus meinem Tagebuch klarmachen vom April 1942. Da schreibe ich:

Bei meinen Besuchen bei S.R. 6 war die verschiedenartige Haltung der Chefs wichtig: Fischer, 3. Kompanie, nicht entschieden gerade aber durch Tradition und eigene Innerlichkeit bestimmt. Herold, 4. Kompanie, persönlich rührend besorgt und gastlich, in geistlichen Dingen gesund, vielleicht ohne besonderes eigenes Urteil. Tsohegger, 2. Kompanie, Eindrücken und dem Echten offen, stammt aus der Niederlausitz, durch den Krieg sehr zum Ernst erzogen. Schlegel, 1. Kompanie, ist ja Volksschullehrer, persönlich anständig, soweit ich sehe; religiös ganz auf dem Neuen. Sucht in der Religion Gefühl. Das Volk, seine Ewigkeit, ist sein Gott. Auf die Frage: und Not und Tod und Sinn des Lebens, und die Frage: Gott Teufel oder Gott, wich er aus. Und unser Gespräch lief ins Nichts aus. Ich habe den Eindruck, als ob er nicht will. Warum? Er sucht Gefühl, nicht gehorsam. Er sucht das Geltende, nicht das Gültige.

In der 2. Hälfte des Krieges änderte sich mein Verhältnis zu den Jüngeren insofern, als ich nun als Angehöriger der Division von Anbeginn an für sie zu den Alten gehörte. Das ergab meist ein Mehr an Vertrauen; aber manchmal hatte ich ihnen gegenüber einen Vorsprung.

Vielleicht wird es Ihnen auffallen, daß ich von der eigentlichen Mannschaft noch wenig gesprochen habe. Die Reihenfolge meines

Berichtes folgt aber der Sache. Die Auseinandersetzung mit dem Weg des Dritten Reiches wurde akut bei denen, die die Verantwortung trugen. Die Männer erfuhren den Krieg in erster Linie und zuerst als Geschick, das über sie kam. Sie näherten sich den Problemen von der Biographie her: Das Überleben war wichtig, das Verhältnis zur Heimat, zum Kameraden und Vorgesetzten. Bei vielen verband sich eine natürliche Tapferkeit und Kühnheit mit einem ererbten Pflichtgefühl. Es gab natürlich überzeugte Nationalsozialisten unter ihnen vor allem unter den Abiturienten. Aber bei den meisten überwog der Wirklichkeitssinn. Darum war auch die Einsicht in das Vermessene des Krieges gegen Rußland bei den einfachen Männern größer. Daß sie trotzdem aushielten, lag nicht so sehr an der Furcht vor Strafen, sondern mehr noch an der Kameradschaft: man gehörte zusammen und stand füreinander ein. Ich habe mein Verhältnis zu meinen Kameraden nicht so sehr auf begeisternde oder volkstümliche Reden begründen können, als vielmehr auf mein Dabeisein im Einsatz auf persönliche Gespräche und auf das ungeschützte Bekenntnis zu Gott und Christus.

Vom Attentat am 20. Juli 1944 erfuhr ich, als ich von einem Bataillon am Abend zum Stab zurückkam. Der Ib der Division erzählte es mir und pointierte auf die Bewahrung des Führers. Er schloß mit der Bemerkung: "Jetzt werden selbst Sie zugeben müssen, daß Gott ihn für noch Größeres aufbewahrt hat." Worauf es mir herausfuhr: "Wahrscheinlich für ein noch schrecklicheres Ende." Die Arbeit wurde schwer. Die sogenannten Kasernenstunden fanden nicht mehr statt. Gottesdienste versammelten uns als gedrückte Gemeinde um Gottes Wort und Sakrament. Das Eigentliche vollzog sich im oft schweigenden Beieinander und in Gesprächen, die nach Sinn tasteten. Von dem Gespräch mit meinem General Dr. Mauss im März 1945 habe ich schon gesprochen.

Den letzten Gottesdienst, den ich erinnere, hielt ich in den Dünen von Hela, der Insel vor dem Danziger Festland. Wir waren nachts mit Schnellboten dort herübergebracht, hatten den Brückenkopf der Oxthöfter Kempe geräumt. Ich wurde an diesen Ostergottesdienst erinnert, als ich 1947 im Zuge von Kassel nach Göttingen fuhr. Ein jüngerer Mann in umgerüsteter Uniform saß mir gegenüber. Er unterhielt sich mit einer jungen Frau über die letzten Tage von Gotenhafen. Ich mischte mich ein, als er etwas Unrichtiges behauptete. Und nun entspann sich ein Gespräch. Er: Woher weißt du das? Ich: Ich war damals auch in Gotenhafen. Er: Bei welchem Haufen? Ich: Beim Div.Stab der 7.Pz.Div. Er: Och, ich bei den Pionieren. Ich: Also, Oberleutnant Seifert war Kommandeur. Er: Was warst Du denn? Ich: Pastor. Er: Ja, ich erinnere mich an den letzten Gottesdienst, Ostern auf Hela. Den hielt ein kleiner Pastor. Ich weiß es noch. Er sagte: Die Frage ist, ob das Leben ein Kessel ist, Tod und Sünde reiben den Menschen auf. Oder ein Brückenkopf. Dann kommt Jesus und holt uns in die Ewigkeit. - In diesem Augenblick zündete er sich eine Zigarette an. Im Streichholzlicht sah er mein Gesicht und sagte: "Das bist Du ja!" - Mir hat diese Erinnerung gut getan. Da hatte die Situation das Bild für die Botschaft abgegeben und war behalten worden.

Ich kam in Gefangenschaft bei Engländern und Amerikanern. Leider, da ich noch einmal zu fliehen versucht hatte, nicht mit meiner Division zusammen. Die Lage war: Die Befreiung war von außen gekommen. Nun mußten wir innerlich verarbeiten, was dieses Ende bedeutete. Ich war Pastor eines Offizierskorps von 2 1/2 Tausend Offizieren. Gespräche Tag und Nacht bis zur Erschöpfung. Mit 2 Richtlinien versuchte ich unseren Weg aus dieser Situation zu deuten: Der Weg unseres Volkes unter dem Bild der Versuchung: Parzifal - Faust - Im Dritten Reich. Und die Bedeutung Christi als Sündenbock. Er stirbt an unserem () für unsere Sünden; denn alles Leben steht unter dem Gesetz von Schuld und Sühne.

Das Leben ging dann weiter. Wir mußten Lehren aus dem Erlebten ziehen. Aber man steigt nicht 2 x in denselben Fluß. Uns kam das Problem der Säkularisation über den Hals. Das war mit der Technik der machbaren Welt schon nach 1918 dran gewesen. Aber es hatte keine theologische Antwort gefunden. Auch Barth hatte nichts zu seiner Lösung beigetragen. So konnten wir nicht einfach "wiedergutmachen", sondern wurden in neue Veränderungen hineingeführt und auf das Wort des Herrn und seine Gegenwart im Sakrament und auf diese Gemeinschaft miteinander verwiesen.

Veräuterungen und Ergänzungen zum Dokument Müller-Schwefe.

- | | | | |
|----|------------------------|-----|---|
| 1 | wo er seine Frau fand, | 28 | Moslin |
| 2. | wint mit ihm | 29 | Herrn von Tümppling |
| 3 | ... meinem Vater | 30 | seine |
| 4 | in Soest | 31 | Most von der Schokoladenfabrik
in Halle. |
| 5 | aufgenommen | 32 | Stücke daraus |
| 6 | Wie es | 33 | Koraris - |
| 7 | Kirs | 34 | auf einer |
| 8 | Menschen | 35 | die Situation |
| 9 | persönlich | 36 | getroffen |
| 10 | Lelow | 37 | — |
| 11 | einen aktiven General | 38 | Amtsinhaber |
| 12 | „Westfront“ war | 39 | Beobachter |
| 13 | 1941 | 40 | Kommandeur |
| 14 | im Krieg | 41 | man |
| 15 | Soldaten | 42 | zum Schlafen |
| 16 | von Kardorff. | 43 | mich |
| 17 | berückte ich ihn. | 44 | Kartoff |
| 18 | Ghettos | 45 | unters |
| 19 | war uns beunruhigte. | 46 | Ehre |
| 20 | angerissen | 47. | Hitler Christus. |
| 21 | ich | 48 | von ihm habe ich schon
erzählt. |
| 22 | Freunden | 49. | Dann war da ein |
| 23 | des | 50. | Er war |
| 24 | etc. | 51 | Der Major |
| 25 | Robert Armentinger | 52 | Ich habe schon berichtet,
war ich mit von Schütz
erlebte. |
| 26 | alles andere | 53 | -halten. |
| 27 | nachwirkt | | |